# Entfesselte Furien.

## Cultur-historischer Roman

aus dem

## dreißigjährigen Kriege.

Von

[illegible]

**Zwei Bände.**

**II.**

Berlin.
Verlag von R. Lesser.

# Inhalt.


## III. Buch.

| | | Seite |
|---|---|---|
| 1. Kapitel: | Aus dem Amtshandelsbuch von 1623—1625 | 3 |
| 2. „ | Ein Gespräch über Tisch . . . . . . . . | 19 |
| 3. „ | Die hessischen Stände . . . . . . . . . | 31 |
| 4. „ | Romeo und Julia . . . . . . . . . . | 40 |
| 5. „ | Ein Ritt durchs Land . . . . . . . . . | 55 |
| 6. „ | Das Fest des Mäßigkeits-Ordens . . . . | 69 |
| 7. „ | Wallenstein in Eschwege . . . . . . . . | 81 |

## IV. Buch.

| | | |
|---|---|---|
| 1. Kapitel: | Mauritius . . . . fuit . . . . . . . . | 99 |
| 2. „ | Wittenberger Poeterey . . . . . . . . . | 109 |
| 3. „ | Ein kaiserliches Streifcorps . . . . . . . | 117 |
| 4. „ | Zwei Einsiedler . . . . . . . . . . . | 135 |
| 5. „ | Der Fluchtversuch . . . . . . . . . . | 151 |
| 6. „ | Ein adliges Gericht . . . . . . . . . . | 162 |

# Drittes Buch.

# Erstes Kapitel.

## Aus dem Amtshandelsbuch von 1623 bis 1625.

Anderthalb Jahre waren vergangen, seitdem Rudolph in Kassel wieder eingetroffen. Doch ehe wir unserer Erzählung weiter folgen, müssen wir eine kurze Orientirung in der Weltlage und über den bisherigen Verlauf des Krieges vorausschicken, da diese erste Periode desselben mit seinen scheinbar unbedeutenden Daten bis zu Gustav Adolphs Auftreten dem Leser wenig bekannt zu sein pflegt.

Der Krieg war noch partiell, die Zerstörung der deutschen Volkskraft ging langsam, schrittweis, aber wo sie eintraf, immer sicher und tödtlich. Er drehte sich zunächst um die gegenseitige Beraubung der geistlichen Gebiete in Deutschland; die katholischen Stifter Westphalens waren fette Bissen für den mittellosen Mannsfeld und Christian, die protestantischen Mitteldeutschlands und Niedersachsens suchte die Zuchtruthe Tillys heim, daneben waren es die reformirten Fürsten der Union, die seine Stärke fühlten und schließlich ward die eroberte Pfalz seine schonungslose Kriegsbeute.

Nach der Unterwerfung Böhmens mit dem Beistande Sachsens und unter der ruhig zuwartenden Neutralität Brandenburgs war die Union immer haltloser geworden. Der Kaiser vermochte zwar ebensowenig, allein die Liga, bestehend aus Baiern und den katholischen Kirchenfürsten Süd- und Westdeutschlands, mit ihrem Heerführer Tilly an der Spitze, hatte um so mehr das Uebergewicht. Im

Jahre 1621 löste sich sogar die Union förmlich auf, mit Erlangung der vagen Verheißung im Vertrag zu Ulm, daß, wenn sie keinen Angriff auf den Kaiser unternähme, der Besitzstand ihrer Mitglieder unangetastet bleiben solle. Die Heerführer derselben, Braunschweig und Mannsfeld, Beide ohne Land und Mittel, führten dennoch den Krieg weiter für den vertriebenen Böhmenkönig und Pfalzkurfürsten. Georg Friedrich von Baden-Durlach, der nächste Nachbar der Kurpfalz, und ohne Zweifel von den Bewohnern derselben unterstützt, sammelte ebenfalls ein Heer. Er ernährte seine Truppen in der Pfalz, die beiden andern suchten die katholischen Bisthümer Niedersachsens, Westfalens heim und alle drei gaben so das erste Beispiel der schrecklichsten Art der Kriegführung, die jemals für ein civilisirtes Land ersonnen worden ist. Um sich der Vereinigung der drei Feldherren zu widersetzen, macht sich Tilly aus Böhmen heraus. Mannsfeld schlägt ihn bei Wiesloch, April 1622, allein am 6. Mai darauf vernichtet Tilly des Markgrafen Heer bei Wimpfen und schlägt am 10. Juni den heranziehenden Christian bei Höchst. Die letzten Hoffnungen Friedrichs V. schwinden und er entläßt feierlich seine zwei Heerführer, obschon sie eben nur nach seinem Namen fragten, weil sie ihn brauchten. Mannsfeld und Braunschweig traten mit dem Reste ihrer Truppen in holländische Dienste gegen die Spanier; der Markgraf von Baden dankt aus Furcht vor des Kaisers Acht ab und geht seine Person zu sichern in die Schweiz. So ist nun Tilly unumschränkter Herr der Pfalz, plündert die reichen Städte Heidelberg und Mannheim und läßt seine Söldner im Lande hausen. Zum Lohn für all diese Erfolge erhält am 23. Februar 1623 der Herzog von Baiern die Belehnung mit der Oberpfalz, — die als ein zweiter Theil der Kurpfalz nördlich von Baiern, mit den Hauptstädten Amberg und Sulzbach, lag — und mit dem Kurhut; die schöne Unterpfalz am Rhein blieb noch in den Händen der Reichsexecution und der ver-

triebene Besitzer flehte umsonst aus Holland her um die Gnade des Kaisers. Somit war der Krieg beendet, denn kein Feind stand mehr im Felde. Eine Kurstimme war verloren und der Papst in Rom stimmte zur Feier des Sieges ein Tedeum an.

Zum Glück gaben der katholischen Partei die beiden Heerführer Mannsfeld und Christian, als üble Gäste von Holland bald entlassen, den weitern Vorwand her, denn Beide sammelten wieder Heerhaufen in Westfalen. Tilly zog ihnen entgegen, schlug Christian bei Stadtloo am 6. August 1623, und beide Abenteurer verschwanden wieder. Dennoch entwaffnete die Liga nicht; Tilly haust in den protestantischen Landen Niedersachsens auf das Aergste, er nimmt protestantische Kirchen weg, verjagt lutherische Geistliche und seine Kroaten verüben die wildesten Gräuel.

Wer nun von den Evangelischen nicht blind war, ersah die klare Absicht der katholischen Partei: sämmtliches geistliche Besitzthum, alles was an Bisthümern, Abteien und Erzbisthümern in Niederdeutschland protestantisch geworden war, sollte der katholischen Kirche wieder zurück erobert werden. Hierdurch verloren die protestantischen Fürsten einen großen Theil ihres mittelbaren Besitzthums, da diese geistlichen Regimente, weil protestantisch, von den jüngeren Söhnen ihrer Häuser besetzt wurden und somit ein ansehnliches Contingent auf den Reichstagen zu Gunsten der protestantischen Partei stellten. Der Zweck der Tilly'schen Occupation war also: Magdeburg, Halberstadt, Quedlinburg, Lübeck, Hildesheim, Naumburg, Schwerin und andere Stifter seiner Partei wieder zu gewinnen; und dies eigentlich herrenlose Gut, das über kurz und lang den umliegenden Fürsten anheimgefallen wäre, gab den Hauptanstoß zum Krieg, weßhalb wir diese Stifter in der bestimmten Ahnung des ihnen drohenden Schicksals immer vorn in den Reihen der Union finden. Sie gehen, obgleich lutherischer Confession, mit den Reformirten, die eben

nach den Reichsstatuten gesetzlos sind, während die lutherischen Fürsten, zumal die mächtigeren, auf Grund ihrer Rechte aus dem Passauer Vertrag von 1555 ruhig zusahen.

Mit dem Herbst des Jahres 1624 zogen sich die Gewitterwolken über Hessen drohend zusammen. — Tilly begann seine Einlagerung und suchte Winterquartiere dort. Niemand wußte, was der Kaiser alles wollte und die Unsicherheit stieg aufs Höchste. In Folge dieser Angst und des Wartens der Dinge war Landgraf Moritz im Februar dieses Jahres schon in tiefster Verschwiegenheit nach Wolfenbüttel gereist, wobei wir ihn im Eingang der Erzählung in Wiesenburg vorsprechen sahen. Dort in der Zusammenkunft des am meisten gefährdeten niedersächsischen Kreises verhandelte man mit dem Könige von Dänemark, Christian IV., dem Schwager des Böhmenkönigs. Er wurde zum Obersten des Kreises ernannt, alle protestantischen Stifter riefen ihn zu ihrem Schutzherrn an, Braunschweig, Mecklenburg, Holstein gehörte zur Coalition, die sich gegenseitig verpflichteten, 60,000 Mann auf die Beine zu bringen und damit noch einmal energisch dem drohenden Unheil Widerstand entgegenzusetzen. Noch einmal erschienen die Heerhaufen Mannsfelds und Christians mit holländischer Hülfe und selbst englischem Gelde und schlugen im Cleveschen ihren Waffenplatz auf. Landgraf Moritz, machtlos in der Umarmung des grimmigen Feindes, konnte noch keinen offenen Widerstand zeigen, allein sobald Tilly im Angesichte des aufsteigenden Gewölks vom Norden her, seine Beute Hessen fahren lassen mußte, stand Moritzens Entschluß fest, wie wir später sehen werden.

Einzelne Geschichtsschreiber behaupten mit Unrecht, daß lediglich auf des Landgrafen Moritz Anstiften der böhmische Krieg begonnen, was man allerdings aus seinen oben mitgetheilten brieflichen Aeußernngen an den Braunschweiger erschließen könnte. Von Anfang an steckte er darnach voll kühner Entwürfe und er war vielleicht der

einzige deutsche Fürst, der persönlich mit Heinrich des Bearners großen Plänen zur Demüthigung des Hauses Oesterreich vertraut war, — denn er besuchte damals wiederholt den Hof zu Versailles — welche Pläne das Mordmesser Ravaillac's so plötzlich scheitern machte. — Kann man aber im Ernst den Gedanken denken, daß ohne seine Einwirkung der ganze Kriegsbrand sich nicht entzündet haben würde? Wo so viele Gewitterwolken sich zur Entladung zusammenziehen, entwickelt sich auch der Blitz, der zerstörend einschlägt. Wahr mag es nur sein, daß dieser Landgraf, der hell leuchtende Kopf und weitaus seiner Zeit voreilend, insoweit der menschlichen Schwäche erlag, als er glaubte, es könne nicht fehlen, daß bei nur einigem energischen Einschreiten die Sache des menschlichen Fortschritts siegen müsse und daß er die Widerstände geringer anschlug, als sie sich in der Folge zeigten. Die gesammten Momente lagen zudem scheinbar so, daß der Aufstand gegen das Haus Oesterreich diesmal ein ebenso leichtes Ding sei, als der kühne vom glänzenden Erfolge gekrönte Zug des Sachsenherzogs Moritz nach der Ehrenberger Klause, der mit der Erringung des Passauer Religionsvertrages endete. Ein Gleiches und mehr noch wollten die Reformirten erringen, und wer will bestreiten, daß dies im Fall der Einigkeit aller Protestanten trotz der gut geführten Ligue möglich gewesen? Hatten doch die noch allein kriegführenden Böhmen anfänglich den Kaiser schon in seiner Hofburg zu Wien im Gedränge gehabt. Der Vorwurf, den man dem Landgrafen daher nur machen könnte, würde dahin lauten, daß er wie alle intelligenten Köpfe seine Zeit für zugänglicher der großen Idee der Cultur hielt, als sie es in Wirklichkeit war. Sein Fehler bestand in jenem Rechnungsfehler, gegen den nicht Jugend und nicht Bedächtigkeit des Alters schützt, der, wo er mit eselsgrauer Schulweisheit und ohne praktische Perzeptionsfähigkeit auftritt, seine Komödie der Irrungen abspielt, wo er aber mit dem heiligen Ernst der Men-

schenliebe sein Werk anfängt, seine beweinenswerthe Tragik als Endresultat zur Erscheinung bringt — welche Tragödie in unserem Jahrhundert der Volkskämpfe so oft gespielt und wie es scheint, noch lange Zeit auf der Bühne bleiben soll.

Landgraf Moritz regierte bereits seit 1592, wo er zwanzigjährig das Regiment seines ordnungsliebenden und mit tüchtigem praktischem Verstande begabten Vaters Wilhelm des Vierten, des Weisen genannt, übernahm. Das Haus Hessen stand schon lange in dem Ruf des intelligentesten Fürstenhauses in Deutschland, ja in Europa; von dem energischen Philipp dem Großmüthigen an, den Kaiser Karl der Fünfte nach dem schmalkaldischen Kriege so schmachvoll demüthigte, weil er zur Unzeit ein ironisches Lächeln auf seiner Lippe hatte, bis auf Landgraf Karl, also von 1509 bis 1730 weist dies Casseler Fürstengeschlecht sechs der ausgezeichnetsten Regenten auf, Vorkämpfer der Reformation und im dreißigjährigen Kriege immer die „äußerste Linke im Reich repräsentirend, dabei ihrer Wissenschaftlichkeit wegen stets den Künsten des Friedens zugeneigt, sehen wir, wie dieses Haus in der kriegerischen Barbarei seiner Zeit doch nicht geeignet war, eigentliche Fortschritte in der Ländererwerbung zu machen, da doch gerade damals bei der hinsinkenden Schwäche des deutschen Reichs unter dem Ansturm der auswärtigen Mächte, noch jedem Fürstenhause der Raum gegeben war, unter klugen Zwischenstellungen und energischem Zugreifen am rechten Fleck die Rolle zu spielen, die später dem Hause Brandenburg zufiel.

Hessenkassel war damals nur ebensogroß als heut, wo es annectirt wurde, und doch stand das Land in solcher Blüthe und die Bedeutung seines Landgrafen war so hervorragend, daß Frankreich und England dort ständige Gesandtschaften unterhielten. 1605 trat Landgraf Moritz zur reformirten Religion über und zwar einzig und allein aus dem Grund der Ueberzeugung und ohne wie

sonst immer bei den Fürsten, von politischen Motiven dazu bestimmt worden zu sein. Wir bemerken nochmals, daß dies einer der seltsamsten Fälle von religiöser Convertirung ist. Er nahm das freieste Bekenntniß, das der Schweiz, an, und bald wurde Cassel der Sitz der religiösen Duldung, der Hafen der Sicherheit aller Verfolgten. Er erklärte sich ganz entschieden gegen die Verfolgungssucht der starren Lutheraner, und das Gewicht, das mit seinem Uebertritt die reformirte Kirche über die lutherische erhielt, war der Grund zu der sich aufs heftigste steigernden Eifersucht der Lutheraner, aus welcher Zwietracht sich wieder die Jesuiten den Zeitpunkt ersahen, um den Versuch zur Unterdrückung beider Sekten mit der Gewalt des Schwerts zu wagen. Der Einwanderung französischer, böhmischer und holländischer Familien verdankte die Hauptstadt Cassel ihre zunehmende Größe, Wohlhabenheit und Intelligenz. Noch heut stehen die massiven Häuser am Markt in der Fürsten- und Johannisstraße als Werke der holländischen Einwanderer, die hierher den Baustil ihrer Heimath verpflanzten.

Dreißig Jahre vom Frieden gesegneter Regierungszeit unter einem intelligenten Regenten können schon etwas schaffen. Der Hof von Cassel war ein Ideal eines Fürstenhofes und wird es bleiben, so lange wir Fürsten besitzen. Moritz selbst bestand schon in seinem fünfzehnten Jahre vor den Marburger Professoren seine Prüfung glänzend in allen Fächern der Wissenschaft und den drei alten Sprachen. Später erlernte er noch das Englische, das er besonders liebte, das Französische, Spanische und Italienische. Daß ihm aber das beste Ingenium, der Geschmack an der Kunst nicht fehlte, beweist seine Liebe zur Musik, er sang selbst und spielte Clavier, Laute, Zither und Harfe.

Es existiren sogar musikalische Compositionen von ihm zu Kirchenliedern, und ein Magnifikat zu vier Stimmen verwahrt noch die Casseler Bibliothek. Er war

Schriftsteller; seine lateinische Prosodie erlebte sieben Auflagen, die letzte erschien noch im Jahre 1752; allein auch Theaterdichtungen schrieb er für die Schüler seiner Ritterakademie, sogenannte „Inventionen“, mythologisch-allegorische Stücke zur Darstellung heroischer Thaten aus dem Alterthum. Seine Hofkapelle war die ausgezeichnetste des Jahrhunderts, und ihr verdankt Dresden seinen berühmten Musikdirektor Heinrich Schütz, den Moritz dem Hans Georg aus Gefälligkeit abtrat. Zur Aufführung der Comödien und Tragödien baute er ein eignes Theater in Gestalt eines Circus.

Eine seiner bedeutendsten Schöpfungen, die zehn Jahre lang sein Augapfel, war die von ihm im Jahre 1618 gegründete Ritterakademie in dem ehemaligen Carmeliterkloster zu Cassel. Hier wollte er dem jungen Adel frühzeitig die bäurische Rohheit, Raufsucht und den Junkerübermuth abgewöhnen, um ihn zu feinerer Sitte und edlerer Beschäftigung zu erziehen. Und sonderbarer Weise entstand diese Schöpfung aus einer anderen, deren Verbindung selbst unserer Zeit noch so fern steht: aus Moritzens Liebe zum Theater.

Nicht die Lehre erzieht, sondern das Beispiel, das hatte er schon erkannt, und unsere Schulmeisterweisheit ist davon noch so weit entfernt! Lehre erzeugt Wissen, Wissen aber noch lange keine bessere und feinere Bildung; das Beispiel fordert zur Nachahmung auf, und jede Nachahmung ist nicht mehr bloßes Wissen, sondern in That übergegangener Wille. Lebendig aber und sinnlich dargestelltes Beispiel und von den Schülern selbst, im gegenseitigen Wetteifer versucht und geübt, ist ein Erziehungsmoment, das bis jetzt noch wenig gewürdigt ward. Das Turnen als Körperausbildung ist als Erziehungsmittel eingeführt, aber das Theater wartet immer noch — und wenn nur für die reifere Jugend die Hälfte der Vergnügenszeit zur Verwendung käme, die noch in den unförmlichen Commersgelagen vergeudet wird. Die edle

George Sand erinnert sich in ihrer Biographie aus der Erziehungszeit im katholischen Kloster der Stunden als der schönsten, wo sie mit den Genossinnen zu den Festtagen des Klosters Theaterstücke aufführte, welche Beschäftigung das vierzehnjährige Mädchen so aufregte, daß sie auf eigne Faust hin klassische Stücke von Lustspielen zur Eignung für ihre kleine Jugendbühne zuschnitt, wobei sie die erste Ahnung von ihrem später so großartigen Berufe überkam.

Schon 1599 war in Cassel eine Hof- und Ritterschule errichtet mit Zöglingen von fremdem und einheimischem Adel, deren gleichzeitiger Zweck war, aus ihren Schülern geeignete Schauspieler zu gewinnen, welche die Rollen in den Tragödien am Hoftheater übernahmen. Aus dieser Schule entstand später die Ritterakademie, die in gleicher Weise mit dem Schauspiel verbunden blieb. Wie auch an anderen Orten verständige Rectoren der Gelehrtenschulen auf diesen Weg der Erziehung hinlenkten, sehen wir aus der noch vorhandenen Uebersetzung des Shakespear'schen Lustspiels die Bezähmung der Widerspenstigen, die von dem Rector der Schule zu Zwickau zum Zweck der Aufführung von seinen Schülern verfertigt worden. — Als nun dem Landgrafen das Licht Shakespeare's von England herüber leuchtete, verschaffte er sich eigene sogenannte englische Comödianten, welche deutsch die Shakespeare'schen Stücke in Cassel spielten und von hier aus selbst andere Städte wie Prag, Berlin, Nürnberg, auch einmal Dresden besuchten. Auch hierbei wurden die Zöglinge der Akademie in den Rollen verwandt und das Theater blieb nach wie vor ein Zweig der Bildungsanstalt.

Ein Urtheil über die Leistungen dieser Gesellschaft ist uns in einer Nachricht von 1612 aus Nürnberg aufbewahrt: „Daß sie etliche schöne und zum Theil in Deutschland unbekannte Tragoedien und Comoedien vollführt hätten, denen viel Volks und selbst die gelehrten Herrn vom Rath und die Doctoren zugelauffen.“ Man

sieht daran, wie der Geschmack durchzuschlagen anfing, denn das deutsche Theater war bisher nur Possenspiel für die grobe Masse, und die gelehrten Herren, die sich sonst nur in gräßlich süßlichen Schäferspielen ergingen, fingen selbst an, dieser gesunden Kost Geschmack abzugewinnen.

Die Ritterakademie war des Fürsten Augapfel; er selbst hielt Reden in verschiedenen Sprachen vom Catheder, corrigirte die Aufsätze der Zöglinge, wovon uns noch sarkastische Proben überliefert sind und stellte in einem von ihm selbst gegebenen Thema den Satz auf: „Es wäre zu wünschen, daß man vor keinem Edelmanne den Hut eher abzöge, als bis er einen Grad auf der hohen Schule erlangt oder des Vaterlandes Feinde vertreiben helfen." Eine Nachricht ist uns übermittelt, daß der Landgraf drei Tonnen Goldes auf seine Akademie verwandt habe.

Bei Cultivirung solcher Geschmacksrichtungen mußte Cassel den gebildetsten und belebtesten Hof Deutschlands bilden. Die unförmliche Hofspeisung der Beamten schaffte Moritz schon 1615 ab und verwandelte sie in Goldäquivalente; dennoch drängte sich der Adel in seinen Hofdienst, selbst die Reichsgrafen, und zwar Alles nach der natürlichen Sonderung der Bildung. Die umher angesessenen Lehngrafen, die reichsfreien Grafen der Wetterau stellten sich gar gern zum Besuche ein, fort und fort kamen die Fürsten der deutschen Häuser von der Pfalz, Sachsen, Brandenburg, Dänemark, Braunschweig als Gäste und der Landgraf hatte den Fehler der genialen Leute. Er scheute das Geld nicht, wenn der Geschmack und die Kunst befahlen. Seine neuangelegte, großartige Druckerei mit den verschiedensten Sprachlettern kostete ihm viel Geld, er gab dazu sein Lusthaus an der Aue auf der Fuldainsel her, nachdem er sich auf der jetzigen Wilhelmshöhe das dort verlassene Kloster zum Sommeraufenthalt eingerichtet und es sein „Moritzheim" getauft hatte. Kurz, die Künste des Friedens, wie sie die er-

wachende Auswahl der Bildung dictirte, blühten in dem kleinen Hessen in wunderbarer Pracht; die Stadt Cassel war eine wahre Oase in der Wüste ihrer Zeit, weil es zu allen Zeiten selten gewesen ist, daß zufällig die geeignete Persönlichkeit mit den Mitteln der Macht und des Reichthums zusammentrifft, um ein Stück des Gartens Eden in dieser rauhen Wirklichkeit aufzubauen. Und in diesem Eden fehlten auch die träumerischen, humanistischen Ideen nicht.

Schon 1600 ward auf Veranlassung Moritzens ein Mäßigkeitsorden gestiftet, vielleicht der erste dieses Namens, der dem rauhen Adel die Massenconsumtion abgewöhnen sollte, wie wir sie am Hofe zu Sachsen in größtem Flor erblickt. Allen Theilnehmern des Ordens war bei Strafe verboten, nicht mehr als sieben Ordensbecher bei einem Mahl zu trinken und innerhalb vierundzwanzig Stunden nie mehr als zwei Mahlzeiten zu halten. An diesem Orden nahm selbst sein später so entschiedener Gegenpart, der lutherische Landgraf von Hessen-Darmstadt, ferner Kurfürst Friedrich der Vierte von der Pfalz, der Vater des Böhmenkönigs, der Markgraf Johann Georg von Jägerndorf, die Grafen von Nassau, von Solms, Erbach, Leiningen und Andere Theil. Im Jahre 1615 erschien die Schrift: Fama Fraternitatis R. C., d. i. Rosae Crucis; es war die Confession der Brüderschaft des Rosenkreuzer-Ordens — eine Proclamation an alle Gelehrten Europa's zur Bildung einer wissenschaftlichen und moralischen Fraternität gemäß den Satzungen der ersten apostolischen Sekte. Reines Leben, Armuth, Verneinung des Willens, gänzliche Offenheit jeder Handlung waren die Hauptmaximen und der Leibarzt Moritzens, Michael Mayer, sowie Rudolph Eglinus, Professor in Marburg, waren die ersten Theilnehmer. Es war ein philosophischer Traum auf ernstem Hintergrunde des Lebens und doch ward dieser theosophische Orden bald genug verschrieen, und weil zu ihm natürlich nur lauter Calviner gehörten, so ward den beiden

Bekenntniß- und Siegelbuchstaben: R. C. die Deutung Religio Calvinistica untergeschoben.

Wir führen diese unfruchtbaren Träume nur an, um den Geist der Zeit an diesem Hofe zu deuten, und wenden uns nun zu den realen Dingen, die damals den Landgrafen bewegten. Rings um die Stätte des Friedens brannte die Flamme des Kriegs und die Möglichkeit kam immer näher heran, daß sie auch hier ihr Verheerungswerk beginnen könne. Ein Glück ist es immer gewesen, daß die Menschheit die Zukunft nicht vorhersehen kann; übel genug ist Der schon daran, der mit mehr als gewöhnlichem Verstande ausgerüstet, den Lauf der ungewissen Zukunft oftmals zu erschließen versteht, indem er den eigenen momentanen Wünschen und Illusionen mit der Kritik der Einsicht den Lebensnerv abzuschneiden weiß. Aber unfehlbare Verzweiflung wäre das ewige Erbtheil des Menschen, wenn der trügende Schleier gänzlich von seinen Augen gerissen würde. Noch hoffte Moritz, als der neue Kämpfer, der König von Dänemark, auf Deutschlands Boden stand. Er aber wußte sein sicheres Schicksal, wenn dieser unterlag, denn durch sonderbare Umstände, die wir weiter unten berichten werden, war des Wallonen Tilly Hand noch so gnädig diesmal vorüber gegangen. Der Kaiser und die Liga zürnten ihm, wie keinem, und eine ihm zugetragene Aeußerung des Erzbischofs zu Cölln, die dieser 1620 lustig und guter Dinge im Weinrausch gesagt: „man müsse dem Casseler Landgrafen, weil er der Haupträdelsführer der ganzen Fraktion sei, eine Husche geben", schwand nie wieder aus seinem Gedächtniß. Seit 1620 schon hatte er mit dem Antritt des neuen Jahres alle Festlichkeiten, Bankette und Gassengesänge einstellen lassen, den Hof floh alle Festesfreude seit dieser Zeit. Er schränkte sich in Allem ein, um Ordnung in seine Finanzen zu bekommen, die ihn früher schon oft mit der Ebbe in den Kassen gedrückt; da hier, wie überall, die eigentlichen Staats-Intraden ein vielfaches Minimum unserer modernen Staatswirthschaft waren.

Die jährliche Gesammteinnahme an Baarem betrug nur 200,000 Gulden; außer einer Summe von Naturalleistungen, die meistens als Hofdeputate verloren gingen, lag alles Andere, was die Zeit des Kriegs und die Verwaltung erforderte, in den Händen der Bewilligung von Seiten des Adels und der Städte. Er verordnete außerordentliche Gebete an zur Abwendung der päpstlichen Tyrannei und forderte die Stände wiederholt zu starker Waffenerhebung auf. Allein hier war der wundeste Fleck der Macht des Hessenfürsten. Hier hätte es der rücksichtslosen Energie eines großen Kurfürsten bedurft, um den Widerstand der Köpfe eines Rohde und Kalkstein zu brechen. Moritz hatte Güte und Milde und Vertrauen auf endliches Einsehen vorgezogen. Vermittelst der Bildung den Adel der jüngern Generation zu gewinnen und zu erziehen, war die Aufgabe seines Lebens in der Gründung der Akademie gewesen; er ließ in seiner Operation den Faktor der Vererbungsfähigkeit des Charakters der Geschlechter und die Starrheit des Sonderinteresses, das keine Bildung so rasch besiegt, außer Ansatz — wie ja alle Philanthropen und Humanisten, an deren Träumereien nichts weiter rührend ist, als das naive Vertrauen auf die Gewalt der Lehre und Erziehung, wonach, wenn sie nur ein wenig objektiv in die Welt zu blicken vermöchten, sie die Massen des Volkes längst in eine Welt voll Engel verwandelt haben müßten. . . . Außerdem stand der hessische Adel in einer etwas stärkeren Position dem Fürsten gegenüber, als anderwärts, die sein Unabhängigkeitsgefühl bedeutend mehrte, — durch die Katastrophe, die über Moritzens Großvater Philipp den Großmüthigen, hereingebrochen war. Als dieser in der Schlacht bei Mühlberg in Gefangenschaft gerieth, ward das Land Hessen der mörderischen Verheerung der Spanier preisgegeben, der Adel mußte unmenschliche Contributionen aufbringen, um das Land von den ungebetenen Gästen endlich zu befreien. Solche Dinge, wenn sie über ein Land kommen, vergessen sich

nicht leicht, und sie waren noch in frischem Andenken beim hessischen Adel.

Den Adel — ohnehin lutherisch — schied daher immer das Prinzip der Selbsterhaltung sehr wesentlich von den Plänen seines Fürsten und betreffs der jetzigen Zeitlage verschmähte er jeden Blick in's Weite, war gegen alle Rüstungen der Union und fürchtete nur die Kroaten und Wallonen Tilly's, sonst nichts weiter. Seit 1599 hatte der Landgraf zehnmal wiederholte und verschärfte Aufgebote an die Ritterschaft erlassen, sie blieb immer hinterziehend und widerspenstig. Der Adel wollte weder dem eigenen Dienst der Ritterpflicht genügen, noch die Lehnspferde bezahlen. Er war damals ungefähr hundert Geschlechter stark und hatte die Auflage von 283 Ritterpferden im einfachen Aufgebot; allein von seinen persönlichen Diensten wollte und konnte Moritz nichts gebrauchen, und es war dafür das mäßige Aequivalent von 32 Thalern festgestellt. Von der persönlichen Gestellung sagte Moritz mehrmals, „600 ordentliche Reiter seien ihm lieber, als die doppelte Anzahl adliger Ritter," denn die Disziplin fing schon an gebieterische Nothwendigkeit zu werden.

Als der Böhmenkönig vertrieben war, ahnte dem Landgrafen schon Schlimmeres, als wirklich kam; er fürchtete das Schicksal seines Großvaters und dachte sogar daran, zu resigniren, um ihm zu entgehen. Bei der unverkennbaren Drohung Tilly's 1624, das Land zu occupiren, beschwor ihn seine Gemahlin, Juliane von Nassau-Siegen, mit Thränen, sich dem Kaiser zu fügen und Unterwerfung anzubieten; er aber blieb fest. Die Ritter riethen ihm, kaiserlicher Majestät zu pariren, er antwortete ihnen: „er wolle lieber 10,000 Weiber haben. Wie dereinst ihre Vorfahren Verräther gegen Philipp den Großmüthigen gewesen seien, so seien sie es noch jetzt gegen ihn." Er verlangte außerordentliche Kriegscontribution von ihren Hintersassen, den Bauern, an Mannschaften und den einfachen Betrag des Ritterpferdes in vier Raten. Keiner war willig als die

Städte; über den Adel hinweg zu den Bauern konnte er nicht, denn diese waren hörig. Er rüstete, was er vermochte, mit seinen schmalen Finanzen, als Tilly heranrückte.

Energisch verlangte er nun in Summa von Land und Stadt 10,000 Mann Landrettungstruppen, denn er war Willens, das Land selbst gegen den mächtigen Tilly zu vertheidigen. Aber die Adelsstandschaft mit ihren Häuptern Eitel von Berlepsch, Volprecht Riedesel und Hans George Schenk zu Schweinsberg u. A. citirten ihm als Gegenantwort folgende zwei Bibelstellen: „Dieser Mensch fing an zu bauen und kann's nicht hinausführen.“ Ferner: „Welcher König will sich begeben in einen Streit wider einen andern König und sitzt nicht zuvor und rathschlaget, ob er kann mit 10,000 begegnen dem, der über ihn kommt mit 20,000, wo nicht, so schicket er Botschaft, wenn Jener noch fern ist und bittet um Frieden.“ Moritz schrieb sanftmüthig zu dieser Eingabe als Randglosse: „Liebe Prälaten und Ritter der Landschaft, es muß nicht so heißen, daß Ihr Alles von Euch schiebet und mir in diesen wichtigen postulatis abhanden gehet.“

Allein die Ritterschaft handelte gemäß dem Evangelium Lucas, sie schickte ihre vornehmsten Rädelsführer mit Aufträgen an Tilly, bat um gnädige Strafe und unterhandelte sogar mit Umgehung der landgräflichen Hoheitsrechte um Neutralität. Moritz warf sich mit seinen Truppen in seine beiden Festungen Cassel und Ziegenhain, der hessische Adel aber erlangte durch seine Treulosigkeit doch so viel, daß er Salvaguardien für seine Schlösser und gegen Verpflichtung der ausgeschriebenen Contributionszahlung Schonung vor Plünderung erhielt.

Tilly, nicht vollständiger Herr des Landes, wegen der Festungen, die er nur beobachten, nicht belagern ließ, weil er wohl diesmal die Kürze seines Bleibens ahnte, schrieb eine mächtige Contribution aus und hielt leidliche Mannszucht, wie es immer in reichen Ländern, die mit Vorräthen aus langem Frieden versehen, zunächst der

Fall ist, weil eben noch gutwillig gegeben werden kann. Zudem hatte er selbst sein Hauptquartier in der Stift-fulda'schen Abtei Hersfeld. Es war im Herbste, Fourage und Naturallieferung flossen reichlich, und die hohe Contribution wurde aufgebracht, denn das Silber war in diesen wohlhabenden Distrikten reichlich vorhanden. Die zinsliche Anlage war bei der geringen Sicherheit der Capitalverleihungen, dem gänzlichen Abhandensein des Papiergeldes und gerade durch die eingerissene Münzfälschung überall in Kasten und Töpfen der Haushaltungen wohl verwahrt, und ehe sich der Landmann sein Instrument, das man mit Recht sein Hab und Gut nennt, muthwillig zerstören läßt und unersetzbaren Schaden auf Jahre hinaus gewinnt, giebt er lieber freiwillig, wenn auch mit schwerem Herzen, hin, was ihm irgend als entbehrlich zur Verfügung steht, wozu in erster Linie das Geld gehört.

Der Adel unterzog sich der süßsauren Pflicht, seine ihm von Tilly gesandten Salvaguardien aufs Beste zu verpflegen, wie schwer sie auch in ihren Ansprüchen zu befriedigen waren; indessen fühlte er sich glücklich, wenn sich nur diese Sicherheitswachen dazu verwenden ließen, die ihm untergebenen Bauern gegen die häufig vorkommenden Gewaltthätigkeiten der Fouragiere und weiteren Streifparteien in Schutz zu nehmen. Und so athmete Alles wieder auf, als nach diesem bösen und kostspieligen Winterquartier schon im zeitigen Frühjahr Tilly sich gegen die Coalition Niedersachsens, Dänemarks und den neuen Einfall Mannsfelds und Christians auf den Weg machte.

Getreu seinem Vertrage mit Dänemark setzte nun Moritz Alles daran, im Rücken des Feindes eine gewaffnete Stellung zu nehmen, und sich, es koste was es wolle, so wehrhaft zu machen, daß er, wenn er mit einem von den beiden Heerführern, dem Mannsfeld oder Christian, die von Westphalen her anrückten, die Verbindung gewinne, sein Land selbstständig zu vertheidigen im Stande war.

# Zweites Kapitel.

## Ein Gespräch über Tisch.

Es war zu Anfang des April 1625. Landgraf Moritz war nach Abzug der Kroaten und ligistischen Truppen aus seinem bis dahin cernirten Cassel in sein Land hinausgeritten. Viele tausend Hände hatten sich klagend und hülfeflehend ihm entgegengestreckt, das Landvolk war aller seiner Vorräthe baar, sein Heu, sein Stroh, seine Körner war verfüttert, der Feind hatte ihm nicht einmal sein Saatgut für die Frühjahrsbestellung gelassen; sein Horn- und Schafvieh war mit der besten Manier von den Kriegern aufgezehrt worden, denn da er den Soldaten ernähren mußte, was blieb ihm übrig, als selbst ein Stück nach dem andern zu schlachten und dabei wenigstens mitzuessen, andern Falls durch die gewaltsame Wegnahme es Andere ganz allein verzehrt hätten? Einzelne Wirthe ließen klüglicher Weise ihr Vieh hungern und von Fleisch kommen, um dasselbe nicht als begehrenswerth erscheinen zu lassen; allein der Soldat ist nicht zu überlisten, er walkte den Wirth und vernichtete trotzdem sein Vieh. Und dies ist die gutartige Manier des Krieges, zu der noch die pünktliche Auszahlung von Bons und Anweisungen auf den Landesherrn gehört, — eine Art Ordnung im Raub, eine Art Noblesse, die freilich schließlich nichts als Hohn ist, denn wie hat je ein Fürst den colossalen Werth des ganzen Wirthschaftsinstrumentes seines Volkes bezahlen können? Tilly verfuhr in dieser Manier, weil er den

Adel des Landes schonen wollte, der zu ihm wie zu einem Fürsten nach Hersfeld zu Hofe ritt und sich an seiner Tafel vergnügte ... Jede von den tausend Quittungen, die dem Landgrafen entgegengehalten wurden, war ihm ein Stich ins Herz — schmerzlicher als je ein Mensch, fühlte er als Fürst seine Ohnmacht und mehr als je reifte in ihm der feste Entschluß, Alles daran zu setzen, um sich mit Waffengewalt und erfolgreicher Gegenwehr einer abermaligen Einlagerung solches Feindes entgegen zu setzen. So kehrte er zurück.

Er wußte kaum mehr, daß er zu Abend seine Hofkapelle bestellt hatte, daß er mit seiner Frau, seinem Geheimrath Günther und Rudolph speisen wollte. Im Aufathmen von der Noth und in der Gewißheit des völligen Abmarsches Tilly's hatte er früh dies angeordnet, gleichsam zur Feier seines befreiten Landes.

Als er mit seiner Frau in den Saal trat, empfing ihn die Musik mit demselben Magnificat, das er einst selbst componirt hatte. Die Töne schwebten durch den Raum, er selbst hatte seit einem halben Jahre keinen Laut Musik gehört, noch solche erzeugt . . . Die ganze Herrlichkeit der Kunstwelt that sich vor ihm auf, zitternd und qualvoll fuhr ihm der Contrast durch die Sinne, wie die Welt war, in der er lebte, und wie sie sein sollte; es war kein Gedanke, es war ein Wehe, das ihm vom Herzen durch die Stirn fuhr, und er sank, wie vom Schlag gerührt, ohne Jemand zu grüßen, den Arm seiner Gemahlin loslassend, auf einen Stuhl. Der Mann, dessen Haar eben diesen Winter grau geworden war, barg sein Haupt in seine Hände und — weinte.

Seine erschrockene Gemahlin sah sich ängstlich um und winkte den Leibarzt des Landgrafen, den greisen Michael Meyer, der ebenfalls als Vertrauter des Fürsten sich im Saal befand. Als jedoch dieser seine Hand faßte, um den Puls zu fühlen, richtete sich der Landgraf auf und sagte: „Es ist nichts, lieber Meyer, Ihr

wißt aus Eurer Erfahrung, da Ihr der Leibarzt des Kaisers Rudolph waret, daß dieser keinen Menschen sehen konnte, der ihn in Geschäften antrat, ohne in Ohnmacht zu fallen, nun, ich kann die Musik nicht mehr hören, das ist Alles".

„So will ich winken, daß sie aufhören."

„Nein, nein," sagte der Landgraf, „die armen Schlucker denken ja, sie wollten mir eine Freude machen, laßt sie zu Ende singen, damit sie nichts merken."

Er saß still und hörte das Stück zu Ende. Indem man sich aber zur Tafel setzte, bewerkstelligte es der Leibarzt, daß die Musika droben vom Orchester verschwand und sich still verzog. An der Tafel saßen der Landgraf und seine Gemahlin, sein dreiundzwanzigjähriger Sohn, der spätere Landgraf Wilhelm, Günther, Rudolph und der Leibarzt Meyer.

„Ew. Liebden nehmen sich die Zeitläufte allzusehr zu Herzen," begann die Fürstin, eine schöne volle Dame in den Dreißigern, klug und energisch, vom berühmten Stamm der Oranier, „ich meinte, Ihr würdet Euch freuen, daß es nun zum Bessern gehen wird."

„Ich habe den Zustand des Landes besehen und gefunden, daß er nicht schlimmer aussehen kann . . ."

„Was man nicht zu ändern vermag, soll man mit Gleichmuth ertragen . . ."

„Ihr sprecht da ein Gesetz aus, das die Frauen am wenigsten zu halten geneigt sind", lächelte der Fürst.

„Dafür sind sie auch rascher entschlossen, alles zu thun, um das Unerträgliche zu ändern . . ." fiel die Fürstin bedeutsam ein.

„Das will ich," rief der Fürst nachdrücklich.

„Nun, so hoffe ich, daß Ihr einen gewandten Unterhändler nach Wien schicken werdet, damit er Frieden um jeden Preis macht, wo es noch Zeit ist." —

„Mit Verlaub, dieser Preis ist mir zu theuer," entgegnete der Landgraf lebhaft. Doch fügte er begütigend hinzu: „Uebrigens mögen Ew. Liebden das durch die

Verwandtschaft versuchen, ich bin damit einverstanden; man sieht dann doch, wie's gemeint ist. Für mein Theil kann ich aber nichts besseres thun, als mich besser und energischer rüsten."

„Zum immer sichererern Ruin . . . ." seufzte die Fürstin und ließ die Gabel fallen.

„Ja, der uns sicher zugedacht ist, wenn wir nachgäben," rief der Fürst voll Ruhe. Es lag eine Kälte und Strenge in seinem Wort, das die Fürstin zum Schweigen bestimmte; denn diese verschiedene Ansicht der Dinge war der einzige Differenzpunkt in ihrer Ehe und schon mehrmals hatte sie ihren Gemahl vergebens mit Thränen, Bitten und selbst fußfällig beschworen, die Verständigung und Versöhnung mit dem Erzhaus Oesterreich zu versuchen.

Sie blickte auf ihren Teller und schwieg.

Der Landgraf bemerkte es, und wollte das Gespräch von diesem unerfreulichen Gegenstand wenden, deshalb fragte er seinen Dirigenten der Ritter-Akademie, Rudolph, nach den Fortschritten seines siebzehnjährigen Sohnes, Herrmann, der die Akademie besuchte.

Rudolph war voll von seinem Lobe, er bezeichnete ihn als den fähigsten, und weit hervorragend unter den Söhnen des einheimischen Adels.

„Die Ihr den Winter hindurch übel tractirt habt, Junker," warf die Fürstin ein, „ich habe davon gehört."

„Wie?" rief Rudolph verwundert; denn er war sich seines redlichen und rechtlichen Eifers bewußt, „ich habe den Schülern nur zuweilen eindringlich Vaterlandsliebe gelehrt, zu der vor allen Dingen die Hingabe alles Sonderinteresses an das Allgemeine gehört, und habe die Beispiele aus den Alten nicht geschont."

„Und auch nicht das Betragen ihrer Eltern gegen mich," lachte der Landgraf.

„Allerdings nicht," rief Rudolph freimüthig, „denn die Söhne wären des Rades würdig, wenn sie wieder

so engherzig und widerhaarig gegen Euer erlauchtes Haus verführen, wie die Väter. Muß Euch noch verkünden, daß mit dem geöffneten Thore heut früh mir bereits fünf gänzlich abgeholt worden sind."

„Von welchen Geschlechtern?" fragte der Landgraf.

„Ein Berlepsch, ein Stockhausen, ein Buttlar, ein Hundelshausen und ein Brandenstein."

„Und morgen werdet Ihr etwa zehn Andere noch verlieren," setzte Günther sarkastisch hinzu, „die Luft soll im Carmeliter-Kloster schädlich geworden sein, haha!"

„Meiner Treu, noch zehn?" rief Rudolph, „das ist meine sämmtliche noch übrige Adelskünne, ich habe dann nur noch fünf auswärtige Schüler, und Euren Sohn, Durchlaucht."

Moritz starrte vor sich hin, auch dieser Traum seines Schaffens ging verloren. Allein lächelnd unter anderer Gedankenfolge hob er den Finger und wandte sich zu Rudolph: „Ihr seid ein allzustrenger Prior, Junker, ich sehe die Mönchlein entlaufen Eurer Zucht!"

Rudolph wurde verlegen, allein der Landgraf fuhr begütigend fort: „Thut nichts, ich habe schon längst den Glauben aufgegeben, diese hessische Race zu veredeln. Die Mittel und Wege sind mir zu kostspielig, die ich angewandt; der Ertrag hat noch nicht einen Pfennig eingebracht; drei Tonnen Goldes habe ich auf die bessere Erziehung meines Adels verwandt und dieser hat mir, in den dreißig Jahren meiner Regierung noch nicht den sechsten Theil davon als Steuern zu den nöthigsten Dingen bezahlt. Das wird Ungerechtigkeit gegen mein Land. Ich wollte, ich hätte heute das Gold, da könnte ich dem armen Volk in Etwas aufhelfen. Ich denke," wandte er sich zu Günther, „wir sparen einfach diese Ausgabe zu bessern und nöthigeren Dingen und nehmen diesen Adel nicht mehr frei in die Anstalt auf, sondern lassen ihn wie die Auswärtigen bezahlen."

Günther nickte, die Fürstin aber, die aufhorchte, schüttelte mit dem Haupte; ihr gefiel das Betragen des Adels

nicht, aber noch viel weniger gefiel ihr der immer weiter aufklaffende Spalt zwischen dem Hofe und der Ritterschaft.

„Uebrigens werden wir nun sehen, wie sich der Adel betragen wird,“ fuhr Moritz fort, und sich zu Günther wendend, fragte er; „Ist die Convocation an die Stände ausgefertigt?“

„Bis auf Ew. Durchlaucht Unterschrift,“ erwiderte der Beamte, „und wie Ihr befohlen: den Säumigen bei Androhung der Execution, den Widerspenstigen bei Strafe des Lehnsverlustes, — denn es muß doch endlich einmal Ernst gebraucht werden.“

„Ich mache diesmal Ernst, verlaßt Euch drauf,“ erwiderte bestimmt und fest der Landgraf.

„Dann müssen wir die Truppen consigniren, und die Führer verpflichten; denn alle von den Rittern fügen sich bestimmt nicht!“

„Meint Ihr?“

„Ich fürchte es, halte aber durchaus für nöthig, daß die Drohung nicht Drohung bleibt, sondern ausgeführt wird.“

„Concentrirung der Truppen und — Gewalt!“ calculirte der Landgraf bedenklich vor sich hin.

„Es wäre gut, wenn sie unterbleiben könnte, allein besser ist besser . . . .“ warf Günther hin.

„Schrecklich, schrecklich,“ rief der Landgraf schmerzlich aus, „Krieg zuerst im eigenen Lande führen zu müssen, um im Angesicht des Krieges das Volk zu waffnen. Günther, das ist böse, sehr böse! Mein Großvater hat diesen Adel in den Grund verdorben, darum haben sie ihn wahrscheinlich den Großmüthigen genannt.“

„Ew. Durchlaucht Adel ist verdorben,“ fiel Rudolph ein, „drum ist's kein Schade um ihn, wenn Ihr ihn verderben laßt! Seine sämmtlichen Leistungen sind nichts mehr werth, selbst wenn er willig wäre. — Er besitzt das Land . . .“

„Ja wohl, er ist Herr des Landes, das sein Hintersasse ist,“ nickte Moritz.

„Und hat sich den Pflichten für's Land entzogen," fuhr Rudolph fort. „Dieser Baum trägt keine Frucht mehr, und was er trägt, ist arge Frucht. Seht, wie willig die Städte Euren Geboten zur Stellung der Landrettungstruppen entgegen kommen, sollte man sich mit Hülfe der Städte nicht über die Macht des Adels hinwegsetzen können? Es käme darauf an, sich an des Adels Hintersassen, an den Bauer selbst zu wenden und bei ihm vorstellig zu werden. Ich glaube, wenn der Ritter nur die Miene sieht, daß wir den Bauer gewinnen wollen, da wird er mürbe und läßt von seiner Hartnäckigkeit. Und wär' es denn wirklich so schlimm, wenn sich im einzelnen Fall der Bauer an seinen adligen Herrn vergreifen sollte? Es geschieht im Interesse des gemeinen Besten und zum Dienste seines Landesherrn."

Des stillen Günther's Augen blitzten Beifall — offenbar sprach in diesen Ansichten Rudolph aus seiner Seele. Er, ein Bürgerlicher, ein Beamter, dem Zug der neuen Zeit folgend, der an der Erstarkung der Macht des absoluten Fürsten den Weg zum Besseren erkannte, hielt offenbar an sich mit der Rede, der Fürstin wegen, die schon ziemlich unwillig auf Rudolph blickte. Als diese sich aber erhob und vom Mahl aufstand mit Geberden, als wolle sie andeuten, daß sie keinen Theil an solchen Berathungen haben wolle, da fiel Günther ein:

„Still, Junker!" — und er blickte dabei auf den Landgrafen, der, sich zurücklehnend im Stuhl wiegend, die Hand in die Seite gestemmt, sein Auge durchdringend auf Rudolph gerichtet hatte — „noch ist's nicht Zeit, von dem Ihr redet. Allerdings soll ein Fürst, wenn er in Noth ist, sich an das gesammte Volk wenden, und wo eine einzelne Klasse sich über sich selbst und über den Landesherrn erhebt, da hat der Fürst kein anderes Mittel, sich selbst zu erretten, als daß er mit dem, was für ihn ist, gegen das kämpft, was ihm widersteht . . ."

„Und Hülfe muß uns werden, so lang der Himmel steht, gegen diesen gottesvergessenen Adel," fiel da Theosoph Meyer ein „der mit den Papisten läuft, der das Ewige im Stich läßt um des Zeitlichen willen, der seine Schafe und seine Rinder salviren will, wo das Seelenheil von Millionen in Gefahr ist. Solchen Frevel soll und muß das Schwert der Gerechtigkeit vertilgen."

„Mein Adel hat die Hälfte der Bauern und Büdner zu Hintersassen, ein Drittel der andern Hälfte habe ich, ein Drittel derselben die geistlichen Stifter, ein Drittel die Städte," erwiderte der Landgraf. „Es gehört Kraft und Macht dazu, in diesem Fall den Bauer gegen die Banngerechtigkeit des Adels zu schützen."

„Siegen Ew. Durchlaucht," rief Günther, „helfen wir dem Dänenkönig gegen Tilly, damit ist Euer Adel geschlagen und liegt im Staub vor Euren Füßen. Es bleibt nichts übrig! — Schon war er einmal die Brücke, über die Tilly ins Land kam; wenn er damals mit uns gerüstet und mit uns vereint dem Tilly die Zähne gewiesen, statt ihm den Kratzfuß zu machen: da hätte uns die rothe Feder von fern angenickt und wär draußen geblieben, statt sich bei uns im Winterquartier zu mästen, — ich weiß das sicher und spreche nicht ohne Grund."

„Habt Recht, habt Recht, Günther! Erinnert mich nicht dran!" wehrte Moritz ab.

„Laßt Euch daran erinnern, Durchlaucht," fuhr Günther fort. „Der Adel ist immer noch derselbe; was er für Flausen im Kopf hat, seht Ihr an Eurer Akademie, Ihr sehts, wie die Vögel mit der ersten freien Thür aus Eurem Käfig fliegen . . . Ich würde die zehn morgen nicht ausreißen lassen, ich würde sie einfangen, um Geißeln zu haben."

„Nein, nein!" rief der Landgraf; „ich will diesen Streit nicht anfachen, auch nicht den ersten Anlaß dazu geben; laßt die unschuldigen Kinder laufen. Ich will einmal selbst auf der Convocation erscheinen und meinem Adel ins Gewissen reden, denn, Ihr gebt mir doch zu,

daß es besser wär, der Zwist ginge jetzo in leidlichen Frieden aus, wo wir der innern Einigkeit so sehr bedürfen. Soll es denn Zwist sein, nun so habe ich die Loose geschüttelt und sie haben ihr eigen Schicksal gezogen."

Günther schüttelte ungläubig mit dem Haupte, doch war er ein ergebener Diener seines Herrn. Es trat eine momentane Stille ein; in dieser Stille bewegte sich die goldne Gardine, die quer am Ende des Saales vor eine Nische unter dem Orchester gezogen war. Hier wurde bei Hoffestivitäten Theater gespielt und sieh: die Nische war decorirt und einer der englischen Schauspieler trat hervor.

Jetzt erst erinnerte sich der Landgraf, daß in der Freude des Abmarsches von Tilly er den Schauspielern zugesagt hatte, zur Unterhaltung des Abends den fünften Act von Shakespeares Heinrich V. anzuhören. Eine Wolke des Unmuths zeigte sich auf seiner Stirn bei dem Gedanken, daß hinter der Gardine die fünf Mitglieder das Tischgespräch belauscht haben könnten. Die Eindrücke des Tags, die er von der Zerstörung des Landes mitheimgebracht hatte, hatte alles andre Vornehmen und alle Erinnerung aus seiner Seele verwischt.

„Durchlaucht, die Comödianten wollten Euch ihre Freude beweisen, erlaubt Ihr," begann Rudolph, „trotzdem die Zeit schon vorgerückt ist?"

Der Fürst wehrte mit beiden Händen. „Nein, Junker, ein andermal oder — niemals mehr." Er sprang aufgeregt vom Stuhl und befahl, seine Schauspieler hierher zu rufen.

Das weit und breit berühmte Personal der fünf trat vor ihm hin, sie gingen in ihren Rollenanzügen, von den beiden Schauspielerinnen ging die Eine als Mädchen von Orleans, die andere als Prinzessin Margarethe.

„Saxfield, Breatstreet, Heubner, Jungfer Stair und Jungfer Piddy!" begann der Fürst. „Ihr wißt, daß

Ihr mein liebstes Hofpersonal gewesen seid seit fünfzehn Jahren. Ich danke Euch für die hunderte von vergnügten Stunden, die ihr mir bereitet in den lustigen Comödien, in den ernsten Tragödien des großen Engländers; allein ich muß an andere Dinge denken und bin für diese schon ein viel zu armer Mann; ich werde Truppen und Kriege bezahlen müssen; deßhalb Ihr es mir gewiß nicht verdenken könnt, wenn ich Euch bis auf bessere Zeiten, die Gott uns bald wieder schenken möge — entlassen muß. Zieht hin in andere Gauen Deutschlands, zu den Kirchenfürsten in Süddeutschland, wo noch der Frieden blüht und die Lust zu den Künsten des Friedens und der Gesittung das Herz eines Herrschers bewegen mag .... Ihr seid eines besseren Schicksals würdig, als möglicher Weise unter die Folter der liguistischen Bestien zu gerathen. Geht, mein Schatzmeister soll Euch das nächste Quartal Eures Gehalts noch auszahlen."

Der Fürst sprach unsicher und bewegt, man sah, wie schwer ihm der Schritt wurde. Die Schauspieler, nichts davon ahnend, waren sichtlich erschreckt, sie blickten einander sprachlos an. Aber die Künstler, als geschickte Mimen, verstanden einander auf den ersten Blick, und als der Landgraf geendet hatte, kniete Saxfield, als König Heinrich in Purpur gekleidet, vor dem Landgrafen nieder:

„Gnädigster Herr!" begann er, „Ihr könnet uns entlassen aus Eurem Solde, allein befehlet uns nicht, auch Euren ferneren Dienst zu meiden. Unsere Kunst blühte nur unter Eurem Schutz, draußen in der Welt giebt es kein zweites Cassel, denn wo der Krieg herrscht, da sitzen die Rohheit und die Zote zum Bankett und der Unverstand heult höchstens vor dem Wort des großen William, wie der Hund vor der Musik. Laßt uns hier bleiben, Durchlaucht, laßt uns gleich Euren andern Unterthanen das Schwert im Ernst nehmen, das wir so oft im sinnigen Spiel geführt! Laßt uns den Feind

vertreiben helfen, damit die goldne Zeit des Friedens und Ew. Durchlaucht hohes Gefallen an unserer Kunst wiederkehre. Ich verzichte auf Löhnung, denn wo Alle darben, ist es Pflicht mitzudarben."

Aehnliches sprach Breadstreet — Beides geborne Engländer, aber der deutschen Sprache völlig mächtig. Beide hatten sich derartig acclimatisirt, daß Breadstreet sich Breitstraß schrieb und nennen ließ, und Saxfield: Sachsfeld, wie aus einigen Stammbuchs-Autographen uns noch erhalten. Heubner war ein Deutscher und von ihnen angelernt.

Die Jungfer Piddy aber, die erste Liebhaberin, ein intelligentes lebhaftes Frauengesicht, die von der Gouvernante in London bis zur ersten Schauspielerin in Cassel avancirt war, hielt ihre schwarzen Augen während der ganzen Zeit fest auf Rudolph geheftet, als ob sie wüßte, wie wunderlich es in dessen Herzen aussehen mußte. Und wirklich war dieser unerwartete Schritt des Landgrafen für ihn eine harte Prüfung. Schon seit einem halben Jahre arbeitete Rudolph in seinen Mußestunden an des englischen Dichters wunderbarer Liebestragödie Romeo und Julia, um sie zur deutschen Aufführung in Cassel herzustellen. Sein eigenes Liebeselend, das immer noch die entschwundene Jakobe vergebens suchte, fand seinen Trost in dieser Arbeit und, hingerissen von der ergreifenden Diction dieses Wunderwerks, fand er eine steigende Lust darin, gleiche Worte in seiner Sprache zu finden, um den köstlichen Redefluß in seiner Eigenart wiederzugeben. Er brachte darüber so viele wonnige Stunden zu, daß dieser Theil seines Selbst ihn oft die schweren Wirrnisse der Zeit vergessen ließ, daß er diese gelassen betrachten und ertragen konnte. Diese Arbeit hatte ihn über den Verlust seines Vermögens getröstet und über die trüben Gedanken hinweggesetzt; sie erleichterte ihm die heikle Direktion der Akademie und des Theaters in den schwierigen Zeitverhältnissen. Nun aber, nach ziemlicher Vollendung seiner

Arbeit, war der Wille des Landgrafen ein wahrer Schicksalsschlag, denn der Gedanke an die Aufführung seines Lieblingswerkes als der Krönung seiner mühsamen Arbeit konnte sich nicht so leicht von seinem Autorherzen lösen. Während daher noch der Landgraf, von der Huldigung der Schauspieler gerührt und bewegt, nichts als ein trauriges Lächeln zur Erwiderung hatte, stand Rudolph auf und entgegnete zum Fürsten gewandt:

„Durchlaucht, ich besitze noch einige Tausend Gulden Silber; ich hätte sie dem großen Zweck der Landesvertheidigung gewidmet, ich gebe sie her zur Unterhaltung des Theaters und unserer wackeren Mimen, damit sie nicht Noth leiden, bis sie mit uns ins Feld ziehen. Sie reichen länger als ein Jahr für ihre Löhnung und ich nehme die Sorge für sie auf mich. Geht, edle Künstler des großen William und beruhigt Euch, morgen sprechen wir weiter."

Der Landgraf aber hob den Finger, indem er sagte: „Seht mir den Junker, er dünkt sich reicher, als ein Landgraf! Freilich, er besitzt einen Winkel voll trefflichen Holzes, von dem ich wünschte, daß er jeden Baum darin zu einem Landsknecht verwandeln und mir zuführen könnte!"

Und damit schloß er die Tafel, er entließ seine Gäste, womit er stillschweigend zu Rudolphs Vorschlag seine Zustimmung ertheilte.

## Drittes Kapitel.

### Die hessischen Stände.

Zum 17. April desselben Jahres waren die hessischen Stände zusammenberufen und schon am 16. zogen die einzelnen Ritter zu Pferde in der malerischen Tracht und Prunksucht jener Zeit, die nur aus dem enormen Wohlstande der vorhergegangenen vierzig Jahre für uns erklärlich ist, gefolgt von zwei bis drei berittenen reisigen Knechten in Cassel ein. Was nicht eigene Häuser besaß, logirte in dem Gasthof zum hessischen Löwen und noch an selbigem Abende versammelte sich der Adel auf eigene Faust, auf Einladung ihrer Führer im Hause der Berlepsche bei geschlossenen Thüren. Der Landgraf erfuhr nichts, wollte nichts erfahren; er war hinausgeritten nach seinem Moritzheim, um es nach der Verwüstung durch die Kroaten wieder herstellen zu lassen; denn der Sommer nahte, in dem er oft wochenlang dort sich dem Stillleben überließ. Als er Abends zurückkehrte und vorm Hause der Berlepsche vorbeiritt, das in der Fürstenstraße lag, sah er lebhafte Gruppen Casseler Bürger sich auf der Straße unterhalten und er vernahm selbst einige derbe Verwünschungen über den Adel, die er nicht ungern hörte. Ja, ein rüstiger Schmied, mit dem Hammer in der Hand, der ihn erkannte, war sogar so kühn, den Zügel seines Rosses zu ergreifen und zu rufen: „Herr Landgraf", und er zeigte mit seinem erhobenen Hammer auf die erleuchteten Fenster, „nehmt Sie gefangen, wir wollen Euch helfen! Die Knechte haben's

verrathen, sie wollen's wieder mit den Papisten halten, und nicht mit Euch!"

„Still, still!" besänftigte der Landgraf, „laßt mich thun! Ich werde mit ihnen sprechen!"

„Aber ein ernstes Wort!" rief der Schmied hinterher, „es thut Noth, der Schmied hämmerte es Euch gerne vor, wie Eurem Urahn!"

Moritz verstand die Rede und sie machte ihm Gedanken.

Am andern Morgen war der Adel um zehn Uhr im Saal des Kanzleigebäudes versammelt; er war vollzählig verteten, soviel hatte die Androhung der Truppenexecution doch zu Wege gebracht. Er selbst trat im vollen Fürstenschmuck, unter Vortritt des Hofmarschalls Hippolyt a Castiglione und der Trabanten, gefolgt von seinen erwachsenen Söhnen und seinem Geheimen Rath Günther in den Saal. Er trug französische Hoftracht mit dem buntfarbigen, mit kostbarem Pelz verbrämten spanischen Mantel, den Hut mit der kostbaren Agraffe nahm er gedankenlos unter den Arm, wiewohl es Sitte für die Fürsten war, bedeckten Hauptes zu bleiben. Er neigte sich lächelnd nach allen Seiten, aber schüchtern und schweigend erwiderte man seinen Gruß; so viele der Anwesenden auch Landämter und Pfründen von den geistlichen Stiftern besaßen: Niemand trug das damalige Zeichen des Amts, die schwere bis auf die Brust reichende silberne oder goldene Halskette. Er nur trug sie allein. Er stieg auf den Thronsessel und begann:

„Liebe Prälaten, Erbamtsträger, Landräthe und getreue Landsassen Unserer Landgrafschaft! Zunächst bewillkommne ich Euch und freue mich, daß Ihr meinen Befehlen gefolgt und allesammt zum Landtag erschienen seid, Ihr werdet wissen, was ich von Euch will, doch bevor ich davon rede, muß ich Euch meinen festen fürstlichen Willen zu erkennen geben. Ihr habt Eurem Landesherrn seit dreißig Jahren gar viel des Hindernisses und Aergernisses bereitet, ja in der letzten Noth,

bevor die liguistischen Heerhaufen mein armes Land überschwemmten, seid Ihr in offner Widersetzlichkeit Eurem Fürsten entgegengestanden und Einige von Euch haben hinter meinem Rücken an den Feind das Land verhandelt. Ohne dieses Gebahren beim rechten Namen zu nennen, bemerke ich Euch: Ihr glaubtet klüger zu thun, als Euer Fürst, ich hoffe, Ihr habt nun einsehen gelernt, wie thöricht Ihr verfahren seid, weil Ihr ein fressendes Kriegsheer an ein halbes Jahr lang in Allem habt unterhalten müssen. Wenn Ihr nur die Hälfte von dem, was Euch dadurch entfremdet worden, mir zur Kriegsrüstung gesteuert hättet, wäre ich wohl zufrieden gewesen. Wir hätten beide erfolgreich rüsten und, dem Feind vor unserer ansehnlichen Macht Achtung einflößend, ihn von der Einlagerung zurückgeschreckt. Wieder wird gleiches Unheil über uns kommen, wenn wir nun nicht dem Feind mit aller Gewaltes-Kraft entgegentreten. Ihr denkt in Eurer Kurzsichtigkeit, daß Wir uns mit dem Kaiser versöhnen und Frieden schließen möchten und Ihr habt diesen Weisen im Hauptquartier des Tilly allzugern zugelauscht; — ich sage Euch und nicht ohne Grund, denn ich habe sichre Nachrichten: der Friede, der den protestantischen Ständen des Reichs geboten wird, ist nur geboten mit dem Untergang unserer Religion; er ist nicht mehr werth, als der Friede auf dem Kirchhof und die Ruhe im Sarge! Denkt an die böhmischen Ritter, deren Klagen Ihr hier im Land gehört, seht auf den österreichischen Adel, der seinen Glauben abschwören oder sein Land mit dem bloßen Stock in der Hand verlassen muß; ich aber will meinen Glauben nicht verlassen und ich hoffe auch Ihr wollt dem heiligen Vermächtniß Eurer Väter treu bleiben, darum verlange und fordere ich von Euch, daß Ihr nun endlich vereint mit mir Hand anlegt und das alles Nothwendige verwilliget, um das Heer wehrhaft zu machen und die zwanzigtausend Mann Landeswehr auf die Beine zu bringen. Liebe Herren von

Adel, Ihr besitzet die Hälfte des Grundes und Bodens dieses Landes, ich habe früher von Euch vergebens den doppelten Betrag des Ritterpferdes von Euch begehrt: nun ist die Noth vor der Thür, ich hoffe, Ihr werdet aufhören mit Feilschen und Handeln und wenn diese Noth viermal den vierfachen Betrag desselben verlangte. Ich sage Euch, daß im Ernste erforderlich ist vorab die vierfache Auflage an Geld und zudem von den abkömmlichen Bauern und Büdnern je vier waffenfähige Männer auf je ein Ritterpferd; das gezäumte, gesattelte Roß, wie nach altem Gebrauch es pflichtig, verlange ich nicht. Wer aber von Eurem jungen Adel sich freiwillig bewaffnet und beritten meinem Heer stellen mag, den will ich gern in die Reiterregimenter annehmen. Dies ist mein fürstlicher Wille; ich verweise Euch an meinen treuen Diener und Rath Wolfgang Günther, um die näheren Vertheilungen zu vernehmen."

Der Fürst schwieg, es war still im Saale. Sonst, wo der Fürst persönlich vor seinen Ständen erschien, und seine Anrede schloß, war es Gebrauch, daß der Landesälteste sich erhob, um mit dem Dank für die Botschaft ein Hoch auf den Landesherrn auszubringen. Niemand rührte sich, die gerötheten alten und jungen Gesichter blickten einander an, während der Fürst langsam den Mittelgang durchschreitend, mit seinem Gefolge zum Saale hinausging.

Als Günther anfing zu reden, indem er seine Acten aufschlug, unterbrach ihn endloser Tumult. Die wilden erregten Gesichter schrieen auf ihn ein; aus dem Stimmenwirrniß vernahm er nur soviel, daß ihm damit bedeutet war, seine Dokumente und Promemoria auf den Tisch des Hauses niederzulegen, sonst aber sofort den Saal zu verlassen, welches Letztere sie als altes Recht getreuer Stände reklamirten. Nun konnten die Stände verlangen, ungehindert von der Gegenwart landgräflicher Beamten der Berathung und Entschließung zu pflegen; allein der Groll und die Eifersucht des Adels gegen den

bürgerlichen Emporkömmling gab sich in so verletzender Weise kund, daß Günthern, nachdem er vergebens versucht, durch Ruhe zu imponiren und dem Adel begreiflich zu machen, daß man ihn erst anhören und alsdann ungehindert berathen möchte, nichts anderes übrig blieb, als seine Acten zusammenzufassen und den geballten Fäusten zu weichen, die ihm von der Massenhaftigkeit dieser Naturen wild ins Gesicht gehalten wurden. So kam er hocherregt zu seinem Herrn.

„Durchlaucht," sagte er, „befehlt dem Oberst Baumbach mit dem Kasseler Regiment! —"

„Was ist passirt, Günther?"

„Laßt das Regiment vor den Saal rücken, der Adel ist im vollen Aufruhr."

„Wir wollen doch erst seine Entschließungen entgegen nehmen!" entgegnete der milde Fürst.

„Die Entschließung, Durchlaucht, wißt Ihr im Voraus. Es ist Zeit, nehmt sie Alle gefangen, das ist das einzige Mittel! Ihr habt das Nest jetzt voll, fangt sie und laßt Keinen heraus, bis sie sich Eurem Willen durch Schwur und Sühne gefügt!"

„Nein, Günther," erwiderte der Fürst, „Ihr wißt, ich will den Streit nicht anfangen und ihnen wohlfeilen Vorwand zu Klage und Geschrei geben. Auch hoffe ich immer noch, sie werden sich nach meinem strengen und ausgesprochenen Willen aufs Vermitteln legen." Der Fürst schritt unentschlossen und nachdenklich durchs Zimmer.

„Gewalt hilft nur gegen Gewalt, Durchlaucht! Ich flehe Euch an, fahet die Aufrührer und straft sie .... Oder — die Sache nimmt ein übles Ende. Gebt mir Vollmacht, Durchlaucht, ich allein will die Verantwortung tragen!"

„Nein, Günther," entgegnete der Landgraf gütig lächelnd, „nicht, daß ich meiner Macht in Deinen Händen mißtraute; ich will Dich nicht unnütz in Gefahr stürzen:

diese Sache muß ich selbst ausfechten. Denkt an Krell, Günther!“

In demselben Augenblicke meldeten sich die drei Deputirten der Ritterschaft: Eytel Berlepsch, Volprecht von Riedesel und Hermann Schenk.

„Ha, sie kommen, laßt sie herein!“ rief der Fürst.

Sie brachten in gemessener unterthäniger Ansprache die Antwort der getreuen Stände auf die Thronrede, unterschrieben von mehr als zweihundert Namen. Sie war also offenbar schon vorher entworfen und unterzeichnet. Man hatte schon vorher gewußt, was der Fürst sagen würde. Die Antwort enthielt die getreulichste Bitte, Durchlaucht werde nicht wissentlich das Land ruiniren und in einen schweren Krieg stürzen wollen, und so fort in der alten Weise. Schließlich ertheilte sie ihm gar den Rath, seinen ihn übel berathenden nächsten Diener Günther zu entlassen und Frieden mit dem Kaiser zu schließen, da ihre meistens noch lutherische Religion unter dem Schutz des Passauer Vertrages nicht gefährdet sei, zu welchem Vornehmen sie getreulichst Alles dazu thun und selbst von ihrem Vermögen opfern wollten u. dergl.

„Ha,“ rief der Fürst, „Alles opfern, selbst den Glauben! Nur kein Geld und keinen Mann!“ Sein Auge funkelte, indem er die drei Notabeln anblickte, die keine Miene verzogen.

„Weil wir keins von Beiden mehr haben!“ entgegnete der Schenk von Schweinsberg.

„Und jedes Opfer für den Krieg nutzlos wär'!“ fügte Riedesel hinzu.

Der Fürst ging auf und ab, er trat den Boden in seinem Unmuthe.

„Eytel“, rief er bewegt und wandte sich an Berlepsch, „mir thut's in der Seele weh, wenn ich Deines Vaters gedenke, der meinem Vater und mir so treulich diente.“ Berlepsch war um zwanzig Jahre jünger als der Landgraf, sein Vater war Chef der Rentkammer gewesen.

Der Sohn hatte den Dienst verschmäht und war Landjunker geworden; die Anrede des alten würdigen Fürsten schlug sichtbar mächtig in sein Gemüth, doch der enge und befangene Blick seines Geistes ließ ihn erwidern:

„Durchlaucht, wir können nicht anders, wir mögen uns unmöglich wieder dem Zorn des Kaisers aussetzen!“

„Aber ich der Tyrannei meines Adels?“ erwiderte der Landgraf. „Was habt Ihr vor jenem Zorn zu fürchten? Vereint und mächtig gewaffnet, imponiren wir der Hofburg und den Jesuiten; im Staub vor ihnen kriechend, zertreten sie uns. Ihr sollt und müßt fürstlicher Autorität pariren, ich weiß das besser, als Ihr! Hier habt Ihr Euer Geschreibsel.“ — Er warf's ihnen zornig vor die Füße. „Ich kenne das und nehme nichts mehr dergleichen an. Zugleich sage ich Euch allen Dreien, da All das lediglich Euer Anstiften und Vornehmen ist, dem die Anderen als dem Leitseile folgen: Ich will nichts, als des Adels Zusage zu meinen Vorschlägen! Geht und sorgt dafür, daß dies geschieht oder — Ihr verdient Euch meinen Zorn!“

„Ew. Durchlaucht sind übel aufgeregt!“ entgegnete der kühle und gemessene Riedesel, der gern den Rechtsstandpunkt einnahm. „Ueberlege doch der gnädige Herr, daß wir nur des Adels Willen und Entscheidung kraft seines Rechts bringen und daß Ihr das buchstäblich mit Füßen tretet!“

„Ha! Recht! Recht der Stände zum Hochverrath gegen das Land, um das Recht Eures Fürsten unter Eure Füße zu treten. Das ist's, wie es Eure Vorfahren gegen Philipp den Großmüthigen getrieben, wie Ihr's jetzt gegen mich getrieben in der Hinterbündlerei mit Tilly! — Günther?“ — Und der Landgraf machte ein so verständliches Zeichen, daß Günther zur Thür eilte, worauf in einer halben Minute ein Piquet von dreißig Arquebusieren mit gezogenen Hähnen ins Zimmer trat.

„Führt sie ins Gefängniß!“ sagte der Fürst kalt, auf die drei vom Adel zeigend.

Diese fuhren zurück und erbleichten; das hatten sie nicht erwartet. Die Wache zögerte noch, Ernst zu machen.

Noch einmal blitzte die Milde des Landgrafen auf: „Wollt Ihr mir Gehorsam leisten?“ fragte er.

„Wir können nicht anders, als wir gethan haben!“ entgegnete Riedesel.

„Fort, sage ich! führt diese Hauptpracticanten des Hochverraths ins Gefängniß!“ Jetzt trat der Offizier vor und forderte sie auf, ihm zu folgen.

„Ha, Landgräflein,“ lachte hochzornig Eitel von Berlepsch auf, als er den Ernst der Situation begriff: „Du willst um den Hut wetten, sehen wir zu, wer die Wette gewinnt!“ Der Fürst wandte sich zum Fenster; er schien nichts zu hören. Da kam Rudolph Brandt eilig in's Zimmer gestürzt. „Durchlaucht, befehlt zwei Fähnlein Soldaten das Ständehaus zu besetzen, schon wirft das Volk die Fenster ein, fahet den Adel und Alles jauchzt Euch zu!“ Das hörten noch die drei Gefangenen, aber der Fürst schüttelte traurig mit dem Haupte.

„Es ist genug mit diesen Dreien!“ sagte er, während sein Ohr wieder zum Fenster gezogen wurde, wo das Volk in großen Massen, laut schreiend vor das fürstliche Palais rückte. Als es den Landgrafen am Fenster bemerkte, schwenkte es die Mützen und Hüte und brachte dem Fürsten jubelnde Hurrah's aus, denn es sah die gefangenen Häupter eben in der Mitte des Piquets über den Schloßplatz schreiten. Einzelne Volksführer drangen auf die Wache und wollten sich drohend auf die Gefangenen stürzen. Schon fing der ganze Volkshaufen an, sich den Soldaten in den Weg zu stellen, diese gingen langsam und drängten sich mit vorgestreckten Kolben vorwärts. Jetzt mußten sie stille halten und vorn an der Spitze des Volkes stand der Schmied von

gestern, der drohend seinen Hammer empor hielt. Da riß der Landgraf die Fenster auf und winkte: — Alles war ruhig.

„Kinder, lieben Leute," rief er, „laßt die Gefangenen ziehen! Niemand vergreife sich an ihnen, laßt das Schwert der Gerechtigkeit über Hochverräther und treulose Unterthanen walten!"

Und willig theilte sich das Volk und brach in endlosen Jubel aus.

Der Adel aber war, als die Steine geflogen kamen, zerstoben, still und einzeln war er auf das Land in seine Nester geflüchtet.

# Viertes Kapitel.

## Romeo und Julia.

Im Lande Hessen-Cassel nahm Alles seinen erwünschten Gang. Eine energische Proklamation vom Landgrafen im Verein mit Günther und Rudolph entworfen, war erschienen, die das ganze Volk zur Landesvertheidigung aufrief. Merkwürdiger Weise ward hier zum ersten Mal diese letztere „Defensioner, Landeswehr oder Landwehr“ genannt und znm ersten Mal suchte ein Fürst rückhaltlos die Arme des Volkes auf, ohne Angst um seinen Thron und seine Gewalt zu haben, welche Bedenkeu bekanntlich 1812 noch sehr schwer wogen und heute noch nicht geschwunden sind. Die Proklamation athmete so weit mehr modernen Geist als selbst die Aufrufe der deutschen Fürsten bei Gelegenheit des Kriegs vom Jahre 1866. Den Adel unterzog sie eines scharfen Urtheils und erklärte ihn für unwürdig seiner Standesvorzüge, weil er sich der Pflichten freventlich entwunden. Ueber diesen Adel hinweg wandte sie sich an dessen Bauern mit dem Aufruf zur Erhebung und wenn der Adel sie zu behindern suchen sollte, forderte sie dieselben geradezu zum Ungehorsam und Widerstand gegen ihn auf. Das war ein entscheidender Punkt von unabsehbarer Wirkung. Die Städte geriethen sammt und sonders in förmliche Begeisterung; die Opferwilligkeit derselben war ohne Grenzen, eine That riß die andere mit fort, wie das in solchen Fällen immer zu geschehen pflegt. Allein immer sind die freiwilligen Beiträge in solchen Zeiten

von weit mehr Gewicht in Beziehung auf ihre ethische Bedeutung, als auf ihre wirkliche reale Hülfe. Sie sind nur ein Tropfen, der in's Meer fällt gegenüber den riesigen Geldanforderungen solcher Katastrophen.

Indessen war Alles voll Hoffnung, was inmitten der Stadtkreise stand. Zwar waren die Einkünfte der Fürsten gering und nirgends war durch frühere Ersparnisse gesorgt, noch hätten bei der Ohnmacht der Hessenfürsten die Staatsintraden auf jene klügliche Weise vermehrt werden können, wie dies später erfunden ward, im Gegentheil waren gar noch einige Aemter wegen früherer Anleihen verpfändet und die ganze Einnahme des Fürsten war so schon wie wir sahen ein Geringfügiges. Der Fürst hatte nach allen protestantischen Reichsstädten Unterhändler geschickt, um Geld durch Anleihen aufzutreiben. Man hoffte mit dem guten Zweck zu wirken und wenigstens einige Städte zu gewinnen, während zahlreiche Emissäre die Bauern bearbeiteten und von überall gute erfolgreiche Nachrichten einliefen.

Mitten in diese frohe erhebende Zeit fiel der Geburtstag des Landgrafen und Rudolph war mit der Bearbeitung seines Dramas fertig geworden. Er bat in beweglichen Worten seinen Herrn, nachdem er diesen von der Arbeit seiner Muße unterrichtet, das Schauspiel zur Ehre dieses Tages aufführen zu dürfen, das der Landgraf zwar in seiner Berühmtheit, aber bis jetzt nur dem Namen nach kannte, da es des schwierigen Textes wegen noch niemals in Deutschland aufgeführt worden war. Den Fürsten, der immer noch in alter Liebe der Kunst zugeneigt und in der Aussicht auf Erfolg seiner Unternehmung heiterer ins Leben blickte, rührte Rudolphs Hingabe an die Kunst, der dieser begeisterte Worte zu leihen wußte und selbst sein Vermögen widmete, und er sagte sein Erscheinen mit dem ganzen Hofe zu.

Rudolph selbst hatte die Rolle des Romeo übernommen, sie war leicht für ihn; denn er hatte sie bei der

Bearbeitung schon von selbst gelernt. Breadstreet machte den Pater Lorenzo, Saxfield den Benvolio und Heubner den Tybalt. Von den Frauenrollen hatte Jungfer Piddy die Julie und die Stair Juliens Amme, die andern zehn Rollen hatten Rudolph unendliche Mühe gemacht, um ihre Besetzung zu bewerkstelligen, da seine Akademie höchstens das Material zu fünf Rollen hergab. Mit Zuhülfenahme der Musiker und einiger alten Schüler, ja selbst des Landgrafen Sohnes Philipp, war die Besetzung endlich gelungen und die Proben waren leidlich ausgefallen. An Jungfer Piddy's Proben war und blieb ihm nur das absonderlich, daß die kleine Kokette, die lange die Segel nach ihm ausgespannt hatte, in ein verstecktes Wesen verfiel und sonderbarer Weise ganz gegen ihre Gewohnheit den letzten Akt ihrer Rolle schlecht lernte und niemals ohne Hülfe des Ablesens denselben durchbrachte. Da sie aber sonst eine gewandte Schauspielerin war, so ließ er's in der Generalprobe mit einigen ernsten Ermahnungen bewenden, und so brach der gefeierte Abend heran.

Der ganze Hof und die Elite von Kassel war ausnehmend zahlreich erschienen. Das Theater war in Circusform gebaut, mit gemalten Decken und Verzierungen aus einer reichen Friedenszeit. Die Aufführung schritt munter fort und der Träger der Hauptrolle, in Verbindung mit der in den ersten Acten wohl bewanderten Julia, so wie des greisen Paters Lorenzo, machte die Herzen der Zuschauer warm und an Beifallsspendung fehlte es nicht, welche Rudolph um so mehr zum ergreifenden Spiele aufforderten.

Wir setzen die Bekanntschaft mit der Fabel des weltberühmten Stücks voraus. Ein fatalistisches Kreuzen verschiedener Nachrichten schürzt den Knoten. Romeo hält seine geliebte Julie für wirklich todt, die nur ihm zur Liebe und um zu ihm zu fliehen, den Scheintod gesucht.

Jungfer Piddy hatte ihre Julia ziemlich gut und glatt gespielt, bis sie den Scheintodstrank des Pater Lorenzo trinkend, mit den Worten:

„Ich komme Romeo, dies trink ich Dir!"

darniedersank.

Wir kehren nun zur dritten Scene des fünften Aktes zurück. — Die Scenerie war ein Kirchhof, im Hintergrunde ist das Mausoleum der Capulets. Graf Paris, der von den Capulets bestimmte Gemahl der Julia kommt mit seinem Pagen und Lichtern, um in seinem Schmerz Blumen auf Juliens Grab zu legen. Romeo mit seinem Diener Balthasar nahen von der anderen Seite mit Hacke und Schaufeln und Lichtern. Paris zieht sich zurück. Romeo giebt seinem Diener einen Brief und befiehlt ihm sich zu entfernen. Darauf erbricht er die Thür des Grabmals, indem er spricht:

— — — — — — — — — So brech ich Dir
Du grauser Todesschlund den Rachen auf,
Der mir verschlang das Theuerste auf Erden.
Ha, morsch sind Deine Kiefern schon, Du Giermund!
Bist Du schon satt? Nein, wider Deinen Willen
Will ich mit neuer Atzung Dich erfüllen!

Rudolph-Romeo sprach langsam und mit dem Pathos der Leidenschaft. — Da erkennt ihn der im Dunkeln lauernde Paris, will den Verbannten und Geächteten ergreifen und den Gerichten überliefern, der obenein hier eine heilige Grabstätte schändet. Der wilde Romeo wehrt sich und — ersticht auch ihn. Nun trägt er auf die letzte Bitte des Sterbenden auch diesen in das geöffnete Grabmal. Rudolph-Romeo spricht jetzt den gewaltigen Monolog. Als er sich dabei der im Halbdunkel ruhenden Julia näherte, verwunderte er sich in seinem Herzen, während er seine Rolle festhalten mußte, daß die schräg ruhende Julia ihm fast wie um ein Merkliches größer vorkam, als die Jungfer Piddy, er fragte sich selber, ob das wohl immer so sei, daß eine liegende Person, dem Bilde des Auges in größeren Dimensionen erscheine, als die stehende? Das Gesicht der Todten war

tief verschleiert und im Halbdunkel nicht zu erkennen. Er stand vor ihr:

Theure Julia,
Und noch im Tod so schön! — Soll ich denn glauben:
Daß selbst der schattendunkle Tod in Dich
Verliebt, und daß der grause hagre Valand
Als Dein Gemahl Dir hier im Finstern huldigt?
Ha, eifersüchtig bin ich, darum will ich
Hier bleiben im Palast der grausen Nacht —
Für ewig! Hier laß mich verweilen! hier!
Mit Deinen Kammerfrau'n, den Würmern, will ich
Mir hier erbaun die ewige Ruhestätte
Und von dem lebensmüden Leib das Joch
Feindseliger Gestirne schütteln! Blickt
Zum letzten Mal, ihr meine Augen! Arme!
Umfaßt zum letzten Mal Sie! Lippen!
Des Odems rosig Thor mit Gattenkusse
Besiegelt hier die ewige Verschreibung
Dem Wuchrer Tod! — So komm, Du bittrer Führer,
Du widriger Geleitsmann! Du verwegener
Pilot! Mit Willen steure an die Klippe
Mein müdes, krankes Schiff! — Dies meiner Liebe!

Er hielt die Phiole hoch empor, allein statt auf sie zu blicken, konnte er wie von einem Räthsel den Blick nicht von der Gestalt der Julia wenden. Er, der ihr so nah, bemerkte, wie sie heftig athmete. Zweifel und wunderliche Stimmung wechselten in seinem Innern. Er zögerte länger, dann im Hinblick auf seine Rollen-Aufgabe trank er, und sank mit den Worten:

Dein Trunk wirkt gut, Du wackrer Apotheker,
So sterb ich Julia, mit Dir vereinigt!

zur Seite Juliens nieder und mußte den Todten spielen. Der laute Beifall der Zuschauer betäubte einstweilen seine Gedanken; er war die Seele des Stücks, sein gewaltiges Spiel fesselte Augen und Sinne der Zuhörer, denen die schwere sinnvolle Diktion des Stücks sonst vielleicht weit weniger behagt hätte.

Der Verlauf der Handlung brachte nun den Pater Lorenzo, der in Breitstraß gut vertreten war, auf die Bühne. Er kommt ebenfalls mit Hacke und dem Spa-

ten, um die um diese Zeit aus dem Scheintod erwachende Julia herauszuführen. Als er die geöffnete Gruft erblickt, ruft er aus:

„Wer sagt es, — Romeo hier? — O wehe, wehe!
Welch Blut rann hier an dieses Grabes Pforte?
Was reden diese herrenlosen Schwerter?
Von Blut sind sie getränkt am Ort des Friedens!
(Er tritt ins Gewölbe.)
Ha, Romeo erblaßt! Wie, Paris auch
In seinem Blut? O welche düstre Stunde
Ist Schuld an diesem düsteren Verhängniß!
Das Fräulein regt sich!

Julia erwacht und richtet sich empor .... Sie schlägt den Schleier zurück. Lorenzo-Breitstraß traut kaum seinen Augen, er fährt zurück; denn die Jungfer Piddy ist eine Andere, eine Fremde. Doch sein Erstaunen gilt dem Zuschauer für Spiel. Die neue Julia winkt mit der Hand, zum Zeichen des weitern Fortgangs und beginnt mit ihrem vollen Organ, welches das Organ der Jungfer Piddy mühsam nachahmt:

O Du mein Tröster, Mönch!
Wo ist mein Gatte? Wohl entsinn' ich mich!
Wo ich sein sollt' und sieh! da bin ich auch.
Wo ist mein Romeo?

Der Klang der Stimme dieser Julia ist tiefer und melodischer, es ist ein Zittern der Aufregung darin, das in der Seele der Zuhörer anschlägt — ein Geräusch der Befremdung geht durch den ganzen Zuhörerraum .... Rudolph-Romeo aber liegt als todt hinter der aufgestandenen Julia, er blinzelt durch die halb geöffneten Augen, er möchte dieselben reiben um zu durchschauen, ob das Alles Wahrheit oder Traum sei.

Pater Lorenzo indessen, als alter standfester Schauspieler, folgt seinem Berufe. Das Geräusch von Stimmen hinter der Bühne läßt sich nun hören, um zu bekunden, daß die Wachen kommen; er spricht:

Ich höre Lärm!
Kommt Fräulein! fort aus diesem Nest des Todes
Des Moders und des Schlafs der Unnatur!

Ach! eine finstre Macht, die Niemand hier
Auf Erden beugt, hat unsern Plan durchkreuzt!
Hinweg, hinweg! An Deiner Seite liegt
Dein Liebster todt und Paris ebenfalls.
Komm! einer Schwesterschaft von frommen Nonnen
Will ich Dich anvertrauen .. Frage nicht! ...
Die Wache naht! Folg, theure Julia!
(Dringend beim Nahen der Wachen)
Komm, komm und säume nicht! . . .

Er geht zur Seite: Die neue Julia aber fährt getreu ihrer Rolle fort:

Ha! geh nur geh!
Ich weiche nicht von hier ... Was sieht mein Auge?

Sie wendet sich zu dem als todt daliegenden Romeo, sie greift seine Hand, und — dieser liegt in der Qual seiner Schauspielerrolle, er erkennt diese Julie — und darf sich doch nicht regen! . . . . .

Ein Glas umklammert fest von Romeos Hand?
Gift nahm Er, Gift, das war sein frühes Ende!
O Gieriger, mir Alles auszutrinken!
Nicht einen einzgen Tropfen mir zu gönnen,
Der mich Dir nachzieht! Ha einen langen Kuß
Will ich von Deinen kalten Lippen saugen,
Es hängt vielleicht ein Tropfen noch daran.
Ich sterbe dann an einem Labetrunk! ...

Sie beugt sich und küßt ihn, sie gießt Feuer in die Adern des Todten. Innig lächelnd spricht sie, den Satz des Stückes ein wenig wendend:

Wie warm die Lippe noch trotz der entschwundnen Liebe!
Ha! Lärm! dann heißt es eilen, komm!
Du Rettungs Dolch!

Sie will den Dolch aus Romeos Gürtel nehmen; allein diesem kommt bei dem gewaltigen Nachdruck der Wahrheit, mit der die Schauspielerin diese Scene spielt ein unbestimmtes Ahnen von Gefahr, wenn er ihr den Dolch überließe, er greift zuvor darnach und hält ihn fest:

Mein Herz sei deine Scheide! . . .

ruft sie, und ringt mit Aller Gewalt, den Dolch ihm zu entwinden. Sie zeigt auf ihr Herz mit der Linken:

O laß ihn rosten hier!

Und damit nimmt sie auch ihre linke Hand zu Hülfe und mit beiden Händen und der Kraft des leidenschaftlichen Entschlusses versucht sie, Rudolphs festgekrallte Hand zu öffnen, um derselben den Dolch zu entreißen. — Er immer noch in der Rolle scheintodt liegend, fühlt an seiner Hand unter der doppelten Kraft, wie sich der Griff des Dolchs zu lockern anfängt; jetzt faßt sie ihn:

„So laß mich sterben! . ."

ruft sie. . . . .

Da hörte die Gestalt des Spieles für Rudolph auf. Er, der Todte, springt empor, mit starker Hand greift er den Arm dieser Julia: „Jacobe, meine Jacobe!" ruft er — und Sie, denn sie war es, sinkt, sich abwendend von ihm, nieder auf die Bühne.

So trat hier mit einem Male das wirkliche Leben selbst auf die Bühne, glücklicher Weise klingelte es im selben Moment und der Vorhang rollte nieder; denn der alte Breitstraß, der das Amt des Regisseurs versah, hatte den gänzlich anormalen Verlauf des Stückes längst begriffen und that somit das gerathenste, was hier zu thun war: er schloß das Schauspiel.

Das Publikum war verblüfft, die große Masse wußte nicht, was das bedeuten sollte und hätte vielleicht Alles in Ordnung gefunden, wenn nicht der darunter verstreute Theil des gewählten Geschmacks in große Aufregung und lebhafte Ausrufe ausgebrochen wäre. Man fügte sich jedoch, als von der Hofloge her Beschwichtigungszeichen bemerkt wurden.

Hinter dem Vorhang aber spielte das Stück in anderem Verlaufe weiter.

Zunächst griff Rudolph die sinkende Jacobe auf, indem er sie mit herzlichen Worten und zärtlichen Liebkosungen zu beruhigen suchte. Das sensitive so leicht zur Melancholie geneigte Mädchen horchte willenlos dem süßen Zauber und fügte sich der sinnenberauschenden Gewalt der Liebkosungen.

„O Rudolph, Rudolph!" rief sie dazwischen, „ich

sterbe vor Entzücken. Ist es denn wahr, daß Du mich noch liebst?"

„Jakobe, Theure! wie hast Du jemals zweifeln können?"

„O zweifeln! — was blieb mir anders übrig bei Deinem ewigen Schweigen! Ist Schweigen nicht der Liebe Tod seit Menschengedenken?"

„Wie oft schrieb ich, Theure, und immer vergebens! Ich habe Dich zwei Monate vergebens in Straßburg gesucht, allein nicht das Geringste konnte ich von Deiner Spur entdecken."

„Wir wohnten in Colmar . . ."

„Warum hast Du mir da niemals Deinen Aufenthalt bekundet?"

„Ich?" rief das Mädchen voller Verwunderung. „Sprichst Du im Traume, Rudolph? Ich träumte niemals, wenn ich meine vielen Briefe, die ich nach Cassel und Wiesenburg sandte, mit meinen Thränen tränkte! . . ."

„Ich schwöre Dirs, Geliebte! daß noch niemals auch nur eine Zeile von Dir an mich gelangt ist, seit ich Deine Ankunft in Wiesenburg erwartete. Als ich zurückkehrte, warst Du zu meiner Trauer und bliebst zu meinem täglichen Schmerze verschwunden. Alle meine Schreiben nach Strasburg waren vergeblich, jeder Brief war nur wie ein Wurf ins unendliche Meer! O, wenn Du nur einmal geantwortet hättest!" . . .

Da fiel Etwas zu ihren Füßen, es war ein eingeschnürtes Packet.

„Da habt Ihr Eure lustigen Brieflein! Ich habe sie empfangen!" Und der alte Veit Ephraim selbst stand in sichtbarer Aufregung mit dem fliegenden Greisenhaar, in ärmlicher abgetragener Kleidung, vom Alter gebeugt und finstern Blickes vor den Beiden:

„Weh, weh!" rief er, „find ich Dich hier, Du entflohenes Kind, das ich seit vier Wochen vergeblich suchte? Bist Du gottgestraft in Deiner Liebe, daß Du gerade

diesem Geschlecht anhangst, das Dich und mich einst in Thurm der Rittergewalt warf? Ja, seht mich an, ich ertrage Euren Blick: ich habe Eure Briefe klüglich aufgefangen, denn ich wollte in meinem Kinde diese Liebe auslöschen, weil Du Junker, ein Künne jener Brandts von Lindau bist, in deren Geschlecht, wie in Allen Deines Gleichen, der Fluch der Gewaltsamkeit forterbt von dem Vater auf die Kinder, bis ins dritte und vierte Glied."

„Vater Veit!" fiel Rudolph besänftigend ein. „Hat Euch mein Bruder weh gethan, so straf ihn Gott und Euer Fluch, aber laßt mich nicht dessen entgelten."

Der Alte schüttelte finster das Haupt. „Das Nest vom Schwan bringt Schwäne, das Nest vom Adler bringt Adler zur Welt; ein jedes Geschöpf vermag eben nur seine Race fortzupflanzen; das ist das Gesetz der Natur; Du wirst mit Deinem eigenen Wesen die Welt nicht ändern. Gewaltsam bist Du, wie Dein Geschlecht, und wie ich Dich auf dieser Schaubühne sah, wo Du, wenn auch zum Schein, mit der ganzen Natur Deiner Anlage, zwei Menschen erstachst: so las ich Dein Wesen schon längst in dem Buche des Zukünftigen, und ich sah: Du wirst selbst einmal durch das Schwert umkommen, wie auch das Schwert heiße, das Du führst; und längst ward ich darüber klar: warum soll ich leiden, daß dies mein Kind durch Dich einst namenlos unglücklich werde?"

Der Alte stand mit erhobener Hand, er sprach voll Nachdruck und sein Auge blitzte, wie das Auge eines Schwärmers, der verzückt hinter den Schleier des ewigen Geheimnisses schaut. — In demselben Momente sah der Jude den Landgrafen neben den beiden Liebenden stehen. Er war ebenfalls auf die Bühne gekommen, um über den sonderbaren Verlauf der Tragödie Aufklärung zu suchen.

„Ha!" rief der Jude diesem entgegen und trat zwei Schritte auf ihn zu, fest ihn ansehend, leise und eindring-

lich sprechend: „Wie alt Du geworden bist, Graf von Lichtenfels! . . . . und doch bist Du es und kein Anderer, den ich vor zweiundzwanzig Jahren dem süßen Spiel der Liebe in Straßburg huldigen sah . . . O, mich täuscht mein Gedächtniß nicht!"

Der Fürst ward nicht zornig, er betrachtete nur mit durchdringenden Augen den Juden. Dieser nahm Jakobens Hand und führte das Mädchen vor den Fürsten: „Fürst", sagte er, „dies ist Dein Blut, dies ist Deine Tochter! Gedenke der schönen Beate von Mühlheim; — ich habe ihr Kind und Dein Kind, die Waise, erzogen."

Der Fürst fuhr mit der Hand über die Stirn, ein prüfender Blick traf das schöne Mädchen, das willenlos, voll Scham, das Gesicht seitwärts flehend zu Rudolph hingerichtet, vor ihm stand.

„Jude" rief der Fürst, „das ist Aehnlichkeit, das sind Züge der Jugend, die auferstanden sind von den Todten! Deine Rede könnte mich täuschen, aber diese Züge täuschen nicht. Sage", und er faßte den alten Greis an den Arm, „wo blieb ihre Mutter? Ich habe sie jahrelang vergebens gesucht. Sollte sie noch leben? rede!"

„Sie starb bei der Geburt dieses Kindes!"

„Und Du, warum brachtest Du dieses Kind nicht mir als Angedenken an die Geliebte?" fragte der Fürst heftig. „Warum hast Du es absichtlich meinem Forschen vorenthalten?"

„Der Ernährer hat mehr Recht auf ein Kind, als sein Erzeuger, Fürst, zumal, wenn es für ihn als Pfand des Lebens für den Verlust im Tode die Welt erblickt. O Fürst, ich verlor meinen Sohn durch Euch; ich aber erfüllte damit die Bitte des Sterbenden, die mir selbst der Forderung eines Fürsten vorgegangen wäre. Mein Sohn war es, den Ihr als traurige Schattengestalt überall hinter Eurer Geliebten hättet stehn sehn müssen, wenn Eurer vom Liebesglück berauschter Blick nicht ganz

geblendet gewesen wäre. Doch still, es war nicht Eure Schuld und auch nicht die Ihre. Er war es, der der schönen Beate von ferne huldigte und dessen aufmerksame zarte Liebeszeichen das Mädchen aus Versehen auf Euch bezog, — denn natürlich, Ihr waret feuriger und gewandter in dem süßen Spiel, als der schüchterne Jüngling. In der heißen Liebe verzehrte er sich, er wäre Christ geworden, um die schöne Straßburgerin sein eigen zu nennen und den Adel hätte ich ihm gekauft, — bis Ihr mit Eurer Erscheinung ihm jede Hoffnung nahmt .... Ach, ihm fehlte das ächte Blut des auserwählten Volkes Gottes, das über die steten Leiden und Demüthigungen unseres geschlagenen Namens durch Zähigkeit und Ausdauer triumphirt. Er ward schwermüthig in seinem Geist und als sie in den Wehen des Wochenbetts verstarb, da verzagte auch er am Leben. — In einem Trank aus solcher Phiole, mit der Ihr hier zum Scheine gespielt habt —" der Jude stieß verächtlich an jene Phiole des Romeo mit dem Fuß, die noch am Boden lag, — „da suchte er seine Rettuug. Da blieb dem schmerzensreichen Vater nur die Erfüllung des letzten Wunsches übrig, den der Sterbende aussprach, und — er nahm das Kind der Angebeteten seines Sohnes an Kindesstatt."

Der Fürst blickte im Kreis umher und wie — um sich vor seinem eigenen Kind und vor Rudolph zu entschuldigen — sprach er: „Ihr habt mir übel damit gedient, Jude, ich war nicht leichtsinnig. Meine erste Frau, meine selige Agnes war mir durch den Tod geraubt. Ich war seit anderthalb Jahren Wittwer. Doch auf einer meiner verschwiegenen Reisen nach Frankreich verfiel ich der Macht der Natur, sie stürzte mich in die feurigste Liebe zu jenem schönen adeligen Mädchen in Straßburg. Ich mußte sie nach einem kurzen Wonnetraum verlassen, weil mich meine Pflicht an den Hof von Versailles rief.

Ach — ich fand zurückkehrend, sie nicht wieder! Unsichere Nachrichten von ihrem Tode fand ich und das war

Alles. Ich hätte sie zu meiner Gemahlin erhoben, denn sie war dessen werth. Und so seh ich Dich, mein Kind Jakobe, schön und blühend, wie Deine Mutter vor mir. Die Zeit wird mir lebendig in Deinem Anblick, die heitere blühende Vergangenheit der glücklichen Tage blickt lächelnd herein in die düstern Stunden meines Alters .... Sag, Mädchen," er nahm sie bei der Hand und sein Finger berührte gütig und wohlwollend ihr rosiges Kinn: „welchem Glücke verdanke ich Dein Erscheinen auf dieser Bühne?"

Ehe noch das Mädchen antwortete, fiel Rudolph bleich und erschrocken vor dem Fürsten auf die Knie: „Durchlaucht," bat er, „Gnade! Sie kam, weil sie mich liebte, und ich, ich schenkte ihr längst mein Herz, ehe ich Unwürdiger von ihrer hohen Abkunft wußte."

Der Fürst sah auf Jakoben, diese antwortete: „Ich bestach die Schauspielerin, Durchlaucht, sie trat mir ihre Rolle im letzten Akte ab, — denn ich wollte erfahren —" sie zögerte, erröthete und neigte ihr Haupt — „ob mein Rudolph wirklich mein vergessen, dann — hätte ich dem Leben entsagt und mir den Tod gegeben."

„Ihr hört es, Durchlaucht," fiel Rudolph lebhaft ein. „Ich flehe Euch an, legt unsere Hände ineinander, damit sie niemals wieder getrennt werden und wir der Qual der Sehnsucht enthoben sind!"

Da fuhr Veit Ephraim voll Eifers dazwischen, zwang Rudolph empor, der noch kniete, und faßte heftig Jakobens Hände.

„Nicht diese Stunde, Durchlaucht, mahn ich Euch! Laßt Zeit und Ueberlegung walten!" rief er. „Ich habe Euch mein Kind übergeben, denn ach! ach!" stöhnte er — „siebenmal war ich in diesem langen Leben reich, sehr reich an Geld und Gut, und zum achtenmale bin ich arm, gottesarm, wie noch niemals. Der schreckliche Mannsfeld hat im Elsaß gehaust, und er hat mir all mein Geld und Gut geraubt. Ach, wo ist die Zeit meiner Väter? Wo bist du Zeit der Blüthe des deutschen

Volkes? Die wilden Schwertbrüder haben sich erhoben über die Brüder der Arbeit. Der Friede ist verscheucht, die Noth und das Elend schwingen die Geißel des Schreckens, — die ewige Vernichtung und der jüngste Tag ist vor der Thür, denn täglich mehren sich seine Zeichen. Ich habe die Lust verloren, zum achtenmale anzufangen, um zu schaffen und mich zu quälen im rechtlichen Gewinn in all der Ungerechtigkeit der Zeitläufte. Der Gott meiner Väter bewahre mich aber ferner, daß ich das Zittern meiner alten Hände noch mit unrechtem Gute beschweren sollte: darum, Fürst, habe ich den Mund meines liebsten Geheimnisses aufgethan — ich habe Euch meine Tochter übergeben. Sorget für sie fortan!"

„Warum soll ich aber nicht den Bund Eurer Tochter mit dem Junker segnen?" fragte verwundert der Fürst.

„O Fürst," klagte der Jude, und rang die Hände, „bedenkt erst, was Ihr thun wollt! Ich war in meinem Leben oft gestraft, die Zukunft zu sehen und — diese Zukunft birgt mir für den heftigen Junker nichts Gutes! Beweget erst dies Wort in Euren Herzen, vertagt Euren Spruch und — wenn Ihr denn doch einmal diesen Bund stiften wollt, so schicket sie Beide fort, fern von dem Streite der Welt, fern in die Einsamkeit, denn ich hege noch viel zu viel Liebe zu meinem Kinde, als daß ich auch noch den Schmerz ertragen könnte, wenn sie mit dem Unglücke, das drohend hier über Eurer Aller Haupt schwebt, vernichtet werden sollte."

„Genug, genug!" rief der Fürst erschüttert, denn der Jude sprach voll unheimlicher Gewalt des Ausdruckes. „Du bist ein Unglücksvogel oder — bist Du gar ein Mann des Kaisers und meines Adels?"

„Nein, Durchlaucht, der Herr gebe den protestantischen Waffen Sieg!"

„Genug," winkte Moritz. „Ihr werdet morgen mir Eure Beweisstücke über die Herkunft dieses Mädchens bringen. Ich traue zwar bereits meinen Augen mehr

als diesen, allein es mag geschehen. Dann aber werdet Ihr meine Staaten meiden, damit Ihr mit Euren dunkeln Reden nicht gar mein Volk tourbiret."

Hierauf nahm er die Hand Jakobens und führte sie mit sich, während er gnädig dem Junker winkte, der der Entfernung des Mädchens verzweifelt nachschaute.

# Fünftes Kapitel.

## Ein Ritt durchs Land.

Einstweilen hatte der Fürst gegen seinen Adel gesiegt, dieser war verstört, die Häupter gefangen. In seiner Milde aber war Moritz nicht zu bewegen, einen Akt politischer Gewalt zu begehen, und im raschen peinlichen Prozeß die drei hinrichten zu lassen. Er wollte mit dieser gefänglichen Einziehung die Stände nur schrecken, und damit kam ihm die Langsamkeit der Justiz in der Prozeßinstruirung und Beweisaufnahme von selbst entgegen; denn er hoffte von der Wirkung der Zeit auf Nachgiebigkeit und Bekehrung Einzelner, die, wenn die Coalition erst gesprengt, alle noch so widerstrebenden Elemente nach sich gezogen hätten. Allein zu einem Austrag solches Streits gehört eine Zeit des Friedens, eine sichere unantastbare Stellung des Fürsten, so daß er sich durch Ordnungschaffung und Hebung des Wohlstandes, wenn auch nur in seinem einseitigen Interesse, in den Gemüthern des bürgerlichen Volks als ein „rocher de bronce", wie König Friedrich Wilhelm I. sagte, habilitirt und mit Hilfe dieses Felsens dem Ansturm trotzt. Nun war zwar auch hier das Volk für seinen Fürsten, allein die unruhigen Kriegsläufte lähmten das Mark der Gesellschaft, wie eine Krankheit, die im Anzuge ist, die Glieder eines gesunden Körpers lähmt. Die drei Delinquenten, ihrem Stande gemäß gehalten, saßen im erträglichen Gefängniß, vertheidigten sich und — dachten an keine Nachgiebigkeit. Ihre Güter wurden von land-

gräflichen Beamten sequestrirt, und auch dies geschah gemäß den intelligenten Prinzipien, denen Moritz einmal zugethan war, auf genaue Rechnung; von dieser wurden nur die vorgeschriebenen Beiträge zur Landesvertheidigung weggenommen und sonst noch die geforderten Mannschaften von den Gutsinsassen ausgehoben. Als die ersten der anderen Adeligen durch Günthers Einschreiten Truppen-Exekutionen bekamen, flohen sie aus dem Lande, die meisten in die umliegenden geistlichen Stifter Hersfeld, Fulda, Heiligenstatt, Fritzlar, Paderborn, deren theilweise Lehnsträger ihre Familien ebenfalls waren, und aus ihrem Geschick machten die dort nistenden Jesuiten und Papisten gewaltiges Capital gegen den Landgrafen. Es ging ein Geschrei in die Welt über den neuen calvinischen Antichrist, das manchen braven Mann stutzig machen mußte.

In den Städten war Hingabe und Begeisterung; sie stellten allein an ca. 8000 Mann Truppen in freiwilliger Aushebung, wodurch die Macht des Landgrafen mit den alten Stämmen auf 11,500 M. stieg. Sie besteuerten sich selbst zur Bestreitung der Heereskosten. Allein der Bauer bekam kein Leben. Einzelne vom Lande meldeten sich zwar, zumal in den mit Truppen besetzten ritterschaftlichen Distrikten. Doch diese Besetzung selbst war von keiner günstigen Wirkung, da der gutsherrliche Bauer zur Strafe für seinen widerwilligen Herrn doch immer die Einquartierungslast mittragen mußte. Nun ist gerade immer der Bauer am feindseligsten gegen die Kriegs- und Heereswirthschaft gesinnt, denn er weiß, daß die Kriegslasten sich zuletzt alle auf ihn wälzen, und er weit mehr leisten, als die Städte, ja am letzten Ende die ganze Elendsschüssel allein ausessen muß. Zudem ist es ein ganz eigenes Ding um den Instinct eines Volkes. So wenig es von Staats- und Gelehrtensachen Erfahrung hat, da es ja heut noch keine Zeitung liest, so wenig es ferner selber weiß, was sein eigenes Heil ist: es fühlt doch jedesmal genau den Puls-

schlag einer sozialen Bewegung; es richtet sein eigenes Thun immer so ein, als wüßte es den zukünftigen Ausgang und zwar: weit richtiger und besser, als die intelligenten Leiter der Bewegung selbst. So fühlt das Volk bei Eintritt von Revolutionen immer sicher und unfehlbar, wie straff oder locker ihm der Zügel seiner Regierung sitzt oder ob er wohl gar den leitenden Händen entfallen will. Das ist das revolutionäre Aroma in der Luft, das wir 1848 erlebt haben, über das die starken Regierungen lachen und spotten und dessen Einfluß schließlich doch keine gewachsen ist. Nun aber war bei den damaligen Ereignissen in Hessen das sonderbarste: jener Bauer, der sich im ersten Auflodern der Reformation in Franken, Hessen, Sachsen in so gewaltigen Massen erhob und die Burgen seines Adels zerstörte: er lag jetzt still wie ein Hund an der Kette, er war nicht aus der Hütte zu locken. Das Aroma war nicht zu erzeugen trotz der offenbaren Ungnade, in die Adel gefallen war, trotz der Predigten von der Kanzel, trotz der Aufreizung durch Emissäre. Der Bauer hörte und schimpfte mit, aber sein Wille war nicht lebendig zu machen. Es ist dies nur dadurch erklärlich, daß eben im Volk Alles die dunkle Gewalt der Verhältnisse fühlte, die über Deutschland walteten. Alle Aeußerungen jener Zeit sind in den noch vorhandenen Flugblättern nichts als trübe Klage über das Elend und die Furcht vor den kommenden Dingen, die wenig schrecklicher aussehen, als der Traum vom Ende der Welt.

Wer ergründet diese Erscheinung? besaß das Volk das Einsehen, hatte es besseren Unterricht von den Mitteln und Fähigkeiten des Dänenkönigs, als der Landgraf und die Union, die doch Alles davon erhofften und gerade in diesem glänzenden Lichte die Kriegslage dem Volke darstellten? . . . Andererseits wäre die Apathie des Bauers gegen die Bewegung vielleicht motivirt gewesen, wenn der Adel ihn jetzt besser und milder behandelt hätte, als in der Vorzeit, allein das war nicht der Fall, und der Haß

des ehemaligen Frohnbauers ist heute noch nicht einmal eingeschlafen, trotzdem die Frohne abgelöst sind. Lebte er damals nicht mehr? hatte ihn wirklich der Bauernkrieg ausgerottet? — Nein, er lebte, aber er rechnete instinktiv mit den Chancen, er wog seine Macht und — befand noch, daß sie zu leicht war.

Das unerträglichste Uebel aber für den Landgrafen war und blieb die drückende Geldnoth, obwohl in Anbetracht der Umstände und der Erfordernisse eine wahrhaft rührende Einfachheit des Hofstaats eingeführt wurde und Moritz laut noch vorhandenen Rechnungen die Ausgaben seiner Küche und seines Kellers mit jährlich 5000 Gulden bestritt. Seine treuen Beamten mit Günther an der Spitze hatten freiwillig auf die Hälfte ihres Gehaltes verzichtet, er hatte das Opfer angenommen mit Vorbehalt der Rückbezahlung in besseren Zeiten. Wenn nun auch die Landlieferungen an Heu, Stroh und Getreide in Folge der guten Ernte von 1625, die im Frieden eingeheimst werden konnte, leidlich einkamen, wenn auch die Städte die Kriegssteuern opferwillig zahlten: so sah der Fürst doch, daß die Leistungsfähigkeit zum Höchsten in Anspruch genommen war und mit der Zeit in Folge der alten Wunden eher abnehmen, als zunehmen konnte. Er berechnete daher voll Kummer, daß er bald keine Mittel mehr haben würde, sein Heer zu erhalten, das sich zudem noch täglich mehrte, als daß er ebenfalls zu der scheußlichen Kriegsführung hätte schreiten müssen, die der Schrecken des ganzen Krieges war, nämlich: seine Truppen in fremdes katholisches Land zu führen, um sie sich selbst ernähren zu lassen.

Adepten und Gaukler fanden sich auch hier ein, sie brieten und brieten in seinem Schloß nach dem Wahne der damaligen Zeit, die durchaus nicht von der Einbildung lassen konnte, aus werthloseren Stoffen Silber oder Gold zu destilliren, als ob der natürliche Herstellungspreis der Metalle, der aus dem Fund in den Minen und den Unkosten der Schmelzung resultirt,

nicht schon selbst den jeweiligen Werth derselben darstellte! Eine Hoffnung verschlang die andere in solchen Gaukel-Experimenten. Ein einziger dieser Künstler hatte eine Art ziemlich festen Zinnes zu Stande gebracht. Man gab es für echtes Silber aus, schon waren 50,000 Gulden davon im Umlauf, aber ebenso rasch wie die zunderrothen Kupferlegirungen wurde das neue Metall erkannt und strömte wie gerufen zurück in die landgräflichen Kassen und zwar in noch vermehrtem Umfange als es ausgegeben, sämmtliche Stücke mit einem verhängnißvollen Biß verziert, denn man probte dies Metall, indem man auf den Rand des Geldstücks biß, wobei das Zinn nachgab und den Abdruck der Zahnkante als Zeichen seiner Unechtheit behielt. Um das Volk nicht in Aufregung zu bringen, mußten die fürstlichen Kassen auch noch alles mit einlösen, was unterdeß von Falschmünzern nachgemacht war, und so schlug diese Operation nur zum Schaden aus. Aus den Versuchen einer Anleihe war ebenfalls nichts geworden, überall war kein Vertrauen mehr und kein Geld; schon liefen die Klagen der Landleute ein, das sein eigener Soldat hier und da eigenmächtig verfuhr, wozu die Noth und das Ausbleiben der Verpflegung und der Löhnung nur zu leicht den Soldaten treibt.

Am Anfang November's 1625 beschäftigte den Landgrafen eine Reise. Wie schon erwähnt, hatte am Martinstage 1600 eine junge aufstrebende Generation, in der der Gedanke erwachte, daß die Aristokratie der Bildung als die höchste Zierde für die Aristokratie der Geburt zu betrachten sei, jenen Mäßigkeitsorden gestiftet, den wir im ersten Capitel dieses Buches besprachen. Diese Generation war zerstreut, das hohe Ziel verweht von den rauhen Kriegsstürmen. Allein ein jüngeres Mitglied desselben, aufgenommen am Stiftungstage im Jahre 1618 als Jüngling und noch lebhaft bewegt von dem hohen Genuß, den er in dem Kreise der ehrbaren

und feingebildeten Männer gefunden, hatte den nahenden fünfundzwanzigjährigen Stiftungstag nicht vergessen.

Schon seit länger als einen Monat vorher hatte er Einladungen an alle Mitglieder gesandt, um zur Feier dieses Tages sie auf seinem Residenzschlosse zu bewillkommnen. Es war dies der regierende Graf Moritz von Nassau-Siegen, der Bruder der Gemahlin des Landgrafen Moritz, und später berühmter Gouverneur von Brasilien.

Der Landgraf hatte noch andere Absichten; er sah dort fast alle Lehngrafen des Hauses Hessen, die Solms, die Leiningen, Wittgenstein, Lippe und andere; daher machte er sich den dritten Tag vorm 11. November, da über 18 Meilen zurückzulegen waren, auf den Weg nach der Stadt Siegen. Er nahm Günther, Rudolph, seinen Leibarzt Michael Meyer und den gelehrten Ho.änder Thysius mit. Dem Obersten Curt von Uffeln und dem Hofmarschall vertraute er Cassel an. Da das Wetter noch mild war, wurde der Oekonomie wegen die Reise zu Pferde unternommen. Die Diener führten doppelte Pferde nach, ein anderer Troß führte das Gepäck. Man ritt, um das waldeckische Gebiet zu vermeiden, mit deren Besitzern der Landgraf im Streit lag, weil es diese, ebenfalls seine Lehngrafen, mit dem Kaiser hielten, über Marburg. Diese seine Universitätsstadt war Moritzen ans Herz gewachsen, sie war die Pflanzstätte des reformirten Geistes, wie Gießen und Wittenberg das Haupt des lutherischen Bekenntnisses waren, was diese Beiden Jahrhunderte lang, unrühmlich genug durch ihren lutherischen Fanatismus, auszeichnete.

Als er am zweiten Mittag in Marburg eingeritten und auf seinem Bergschloß abgestiegen war, schickte er nach seinen beiden gelehrten Freunden, dem alten greisen Professor Goclenius, mit dem er einst seine Sprachstudien getrieben, und dem Professor und Philosophen Rudolph Eglinus, der als berühmtes Mitglied ihn begleiten

sollte. Noch ehe jene ankamen, sah er die zweihundert Studenten in ihren violenfarbigen Mänteln und Barretten in zwei Fähnlein geordnet, die Rappiere an der Seite, die Gewehre auf den Schultern, vor seinem Schlosse aufmarschiren. Er wußte, sie hatten sich Waffen erbeten und lagen neben dem Besuche der Hörsäle der Kriegsübung ob. Es war seine billigste Truppe, denn sie kostete keine Löhnung. Als der Fürst vor ihrer Front herniederstieg, empfing ihn ein freudiges Hochrufen. Mit beredten Worten dankte er, auf die ernste Stunde hinweisend, der dies Spiel mit den Waffen entgegen gehen könne. Da trat der Hauptmann hervor und zu seiner noch größeren Ueberraschung erblickte er in ihm seinen berühmten Theosophen, der einst die Statuten der berühmten fama fraternitatis verfaßt hatte.

„Egline!“ rief der Fürst, „ist das der Traum von der Verbrüderung der Menschheit, der wir einst so glücklich nachhingen?“

„Durchlaucht,“ sagte der Gelehrte, „wir können nichts weiter als sterben in dieser Menschenverwilderung.“

„Und die ewig göttliche Idee in diesem Busen?“

„Sie ist geboren und sie ist da, kein Papist kann sie morden. Sie wird, das weiß ich, weiter leben und wirken, wie sie in Christo geboren, in der ersten christlichen Gemeinde den Urstand des Geschlechtes darstellte und — doch nicht verloren ging.“

„Komm, mein Freund,“ sagte der Fürst und nahm ihn an der Hand. Er winkte den Studenten und entließ sie; diese aber bezogen unter mehrmaligem Hochrufen die Wachen des Schlosses und der übrige Theil marschirte unter dem Singen geistlicher Lieder den Berg hinab.

Kaum war Goclenius gekommen und vom Fürsten begrüßt, als sich die Frau des Schenk von Schweinsberg mit ihren Töchtern anmelden ließ. Die Güter dieses gefangenen Adligen lagen um Marburg, ihr Mit-

telpunkt war das Städtchen Schweinsberg; da die Besitzungen occupirt waren, war sie nach Marburg übergesiedelt. Sie ging in schwarzer Trauer und fiel dem Fürsten zu Füßen, um Befreiung ihres Gemahls flehend.

Der Fürst war erschüttert, sie war ihm überrascht gekommen, und er blickte seitwärts und brachte nur die Worte hervor: „Reiset zu Euerm Gemahl, edle Frau, und fallet dem zu Füßen, damit er von seinem Ungehorsam gegen mich lasse!"

„Gnade, Durchlaucht, Gnade!" flehten insgesammt die halberwachsenen Töchter und knieten vor ihm.

Der Fürst aber wandte sich zu seinem Rath Günther mit den Worten: „Tröstet sie und macht ihr die Sache klar!" Damit ging er zurück in's Zimmer zu den Professoren.

Als Günther aber anfangen wollte zu sprechen, schlug die Dame stolz und abwehrend mit dem Fächer und sagte:

„Kommt Kinder, wir wollten mit dem Fürsten sprechen, aber nicht mit dem Diener, der Euren Vater verrathen!"

Und damit zog sie zur Thür hinaus.

Am andern Morgen in der Frühe brach der Fürst mit seinen Genossen auf, denn der Weg war weit und die Gegend waldig und bergig bis zur Stadt Siegen. Es war ein Sonntag, schön und anmuthig, das eben abfallende Laub der Wälder machte die Gegend malerisch. Gegen Mittag beschloß man die Pferde rasten zu lassen, es war in einem großen wohlhabenden Dorfe, Namens Eibelshausen. Es lag langgestreckt im Thal, die Bauergehöfte waren stattlich gebaut aus schwerem, eichenen Fachwerk, das die Dauer von Jahrhunderten verhieß. Thüren, Thore waren von behauenem Sandstein, die Bogen trugen fromme Inschriften und buntverzierte Jahreszahlen aus der glücklichen Zeit von 1570 bis 1600. Die Reiter kehrten in der Schenke ein. Sie trug das freiherrlich Riedeselsche Wappen als Schild

und war als herrschaftliches Schankregal verpachtet. Eben kamen die hessischen Bauern aus der Kirche mit ihren langen reichbeknöpften Schnurenröcken und kurzen stehenden Kragen der Spaniermode, welcher Kragen sich von da ab bis zur übermäßigen Steifheit vermehrt beim Militär einbürgerte und schwerlich eher fallen wird als bis das Heer wieder bürgerlich geworden. Da die Schenke noch aus dem Gebrauche der katholischen Zeit dicht neben der Kirche lag, so folgten hier die Bauern der alten Gewohnheit vom Kirchgang in die Schenke einzusprechen, zumal, wo die absteigende Reitercavalcade die Neugier lockte. Die Reisenden saßen rechts in der Herrenstube, links an den Wirthstischen saß das Dorfvolk und forschte bei den Dienern vergebens nach dem Herkommen der unstreitig hohen Herren.

Rudolph trat zufällig ein, um den Dienern etwas zu bestellen, als er folgendes Gespräch mit anhörte und stehen blieb:

„Nun fängt der Pfarr auch noch an, daß wir die Söhne zum Landgrafen schicken sollen;“ warf der Eine hin.

„Du hast ja deren fünf, stark und lang, wie die jungen Eschen; send ihm doch zwei!“

„Wollts schon, als der Landläufer hier bewegliche Gemeindesprach abhielt; aber da kam Abends der vertriebene Amtsvogt von der Herrschaft . . .“

„Nun, was kann der! Er ist ja abgesetzt . .“

„Was er kann? — Wenn aber der Riedesel wieder frei wird und mit den Tillyschen einrückt — wenn er mir das Haus über den Kopf anstecken läßt? Nein, nein, lieber will ich dem Landgrafen drei Malter Korn heimlich schicken.“

„Wollt's Gott, der Riedesel käm nimmer wieder, — die landgräflichen Bauern han's besser, als wir.“

„Freilich besser als wir. Aber für uns ist's und bleibt's gefährlich, — geköpft ist er ja noch nicht, sondern blos gefangen.“

„Wohl, gefangen ist noch lange nicht gehangen!“ calculirte der Erste, „und das ist nichts, wenn der Tilly wieder kommt.“

„Soll und muß denn der Tilly wieder kommen?“ fragte Rudolph in den Kreis hinein.

„Gott sei bei uns, Herr! Nein, nein!“ rief Alles; „wir ha'n genug ausgestanden von den Landsknechten! Wenn sich der Riedesel nicht mit der Salv'gart ins Mittel gelegt, hätten sie uns lebendig verbrannt. Könnt's glauben!“

„Das wär halt gar nicht kommen, wenn der Riedesel und die Andern vom Adel nicht mit den Papisten gegen den Landgrafen pactirt hätten,“ warf Rudolph ein, „und wieder hat der Adel das Land wie Katzen im Sack verkaufen wollen, da ist aber Euer oberster Herr, der Landgraf, zwischen gefahren.“

„Aber der Riedesel und der Berlepsch wollten den Frieden und wenn wir den nicht kriegen, gehen wir verloren, wie die Papisten im Paderbornschen, die der Mannsfeld jämmerlich zerschunden, versengt und verbrennt hat.“

„Darum will ja der Landgraf wappnen, damit kein Kroat wieder herein darf, Ihr sollt ihm helfen, denn für Euch geschiehts!“

Der Sprecher der Bauern kratzte sich hinten am Kopfe. „Das haben uns schon die Landläufer gesagt und der Pfarr hats gepredigt. Aber der weise Mann in Gemünden spricht: der Komet am Himmel, das ist der Tilly, der kommt wieder übers Land und der Riedesel kommt auch zurück, — und dann gnade uns Gott — in seiner schlimmen Hand.“

„Das sind Flausen und alberne Reden zur Verwirrung der Leute und nichts weiter“, schalt Rudolph.

„Wie Ihr wollt, aber der Tilly ist sehr zornig, und hat dreimal das Schwert gekreuzt und geschworen, daß er das ganze Hessenland in Oedland verwandeln will, wenn den Dreien ein Haar gekrümmt wird.“

„Mag er das schwören," lachte Rudolph, „er wird den Einfall unterwegs bleiben lassen, denn der Landgraf hat gerüstet und ist so mächtig wie die Kaiserlichen; 11,000 Truppen hat er schon auf den Beinen."

„Aber er richtet die Adligen nicht, seht Ihr, er getraut sichs nicht."

„Er richtet sie, sag ich Euch, der Prozeß ist nur noch nicht fertig."

„Wird nicht fertig werden!" brummte wieder ein Ungläubiger. Und jede Versicherung von der Macht des Landgrafen fand nur schüttelnde Häupter. „Wenn nur der Tilly nicht so heftig wär!" Dabei blieb ihre Rede. Andere mischten sich in das Gespräch und fragten neugierig nach dem Weltlauf. Rudolph erzählte vom mächtigen Dänenkönig und daß der Mannsfeld dem Hessenland zu Hilfe heranrücke, daß er schon über Cöln hinaus sei, vom Cleveschen komme und bald mit dem Landgrafen den Kaiserlichen im Rücken stehen werde ....

Allein der Name des Mannsfeld setzte die Bauern erst recht in Schrecken; der Mannsfeld und der Teufel, das war ihnen eins. Die Erzählungen über seine Rotten sprudelten nur so hervor, und der Schreckensdruck der barbarischen Kriegsführung übte seine ganze Gewalt. „Huren und buben, rasseln und spielen, schlemmen und demmen, morden und foltern, tribuliren und rauben, sengen und brennen, das ist des Mannsfeld und seiner Landsknechte Art," so hieß es allgemein.

„Darum nehmt Ihr Eure Aexte, Heugabeln und Sensen, Ihr Bärenhäuter," rief Rudolph zornig, „wappnet Euch, steht Eurem Landgrafen bei und lasset keinen bösen Feind ins Land! Schlagt todt, ehe Ihr todtgeschlagen werdet, erhebt Euch gegen Euren Adel, der Euch verrathen will — denn ich sage Euch, wenn Ihr so faul und träg bleibt, da ist es Euch schon recht, wenn Euch die Noth und das Elend verzehrt."

Rudolph sprach heftig, die Bauern sperrten Mund

und Nase auf, alle sahen einander an, und der ungläubige Hohn der Beschränktheit spielte auf manchen Lippen.

Da erscholl von draußen vor der Thür lustige Musik, die malerisch geputzte Dorfjugend hielt den Martinsumgang. Mitten in der Noth der Zeit will der neu aufstrebende Theil der Generation nicht der hergebrachten Weise der Lustbarkeiten entbehren, wie scheel auch das Alter darauf sieht, in seiner Weisheit verachtet und in Anbetracht der schweren Zeitläufte sogar sträflich findet; — ob diese Weisheit wohl etwas Anderes ist, als eine neue Phase jener Thorheit, der die Jugend unterlag?

Rudolph ging mit einem Fluch zwischen den Zähnen hinaus zu seinen Pferden, sein Fluch galt der Dummheit und Bornirtheit der Menschheit, die doch aus guten Gründen so dumm und bornirt war.

Als die Gesellschaft weiter ritt, erzählte Rudolph von seinem Gespräch und schloß:

„Der Bauer ist ein Vieh und ist werth, daß er geschlachtet wird. Man begreift die Bauernaufstände vor hundert Jahren nicht anders, als daß man schließt, das Volk wird immer stumpfer und dümmer; damals konnte man sie doch noch aufregen und aufreden, heute ist selbst damit an ihnen Hopfen und Malz verloren. Es ist keine Hefe mehr im Volke und darum keine Gährung.“

„Er ist ein Lastthier des Adels, wo soll der Muth ihm auch herkommen? Man muß ihn frei machen und dann erziehen,“ rief der Fürst. „Ich wollte seine Herrn erziehen; allein ich vergriff mich, sie gehören nicht zu den Berufenen. Wenn doch der Himmel uns Frieden schenkte, ich finge wahrlich die schwere Arbeit noch einmal mit den Knechten an,“ seufzte der Fürst.

„Ach, es geht Alles rückwärts,“ meditirte Rudolph weiter, „nichts lebt mehr im Volke als die feige Klage um verlorenes und hinschwindendes Gut; die Furcht umgarnt und entnervt alle Herzen. Der Aberglaube sieht am Himmel schreckliche Gesichter, Gespenster und Todte

erscheinen und reden albernes Zeug, daß der Tilly kommt und das Ende der Welt.“

„Ihr seht zu schwarz, Junker,“ fiel der gelehrte Eglinus ein, „wir haben eine Reformation gehabt, und den finsteren Papismus zum Lande hinausgetrieben; das ist ein sichtlicher Fortschritt und ein redendes Zeichen der Entwicklung zum Bessern.“

„Ja, wenns nur so recht aus dem Volke selbst gekommen wäre,“ bemerkte der feine Thysius. „Als ich zum ersten Mal von Holland nach Deutschland kam, da schien mir's oft, als sei hier die Reformation lediglich eine Caprice der deutschen Fürsten gewesen. Sie streckten die Arme nach dem geistlichen Gut aus; darum nur schützten sie Luther und seinen Anhang: Ihr seht ja, nun sie die Güter haben, machten sich die lutherischen Fürsten gar nichts daraus, wenn ihr Volk wieder papistisch wär, wenn sie nur die Stifter behalten. Und wer ist es, der gegen den Kaiser kriegt? Die Reformirten und Calviner allein, weil es bei denen erst Ernst ward um die Religion und um die Bildung der Menschheit. Daher der Haß der Lutherischen gegen uns, der schlimmer ist, als gegen die Papisten. Sachsen half dem Kaiser siegen, weil er gegen Calviner ins Feld zog und die andern lutherischen Neutralen greinen vor Freude in sich, wo wir unterliegen.“

„So ist es, Ihr habt Recht, Meister Thysius,“ rief Rudolph. „Das Volk hat die Reformation nicht verdient, darum hält es so schwer, ihm die Frucht derselben zu erhalten.“

„Verzagt nicht, meine Freunde,“ fiel der Fürst hier ein, „weil es uns Ernst ist um die heilige Sache, darum kämpfen und streiten wir. Ich weiß es wohl, daß ich der einzige Fürst seit der Reformation bin, der lediglich der reinen Ueberzeugung willen vom Lutherthum zum Calvinerthum übertrat; der Brandenburger thats um seines Anhangs willen im cleveschen Streit, und viele Andre um andrer eitlen Dinge willen.

Wer wills dem Volk entgelten lassen, daß es nicht reif war? Unsere Pflicht nur ist es, Alles daran zu setzen, daß ihm erhalten werde, was es durch die Gunst der Verhältnisse einmal geschenkt bekam — seinen neuen Glauben. Ich wenigstens kann nicht anders, ich will lieber untergehen, als den Untergang unseres Glaubens sehn und erleben! . . ."

Der Fürst blickte sinnend in die Abendsonne, sein mildes Gesicht umfloß das milde Licht des Herbstabends, ein unbeschreibliches leises Lächeln hing an seinen Zügen. Neben ihm ritt der schweigsame Günther, er blickte in seines Fürsten Auge voll innigen Entzückens, denn dieser hatte gesprochen, was ihm selber so geheimnißvoll die Seele bewegte. Und — zu fühlen, wie herrlich und tief die Uebereinstimmung einer großen Seele mit der andern ist, das ist ein Genuß, der sich nur mit dem Zauber einer unsagbaren Musik vergleichen läßt.

## Sechstes Kapitel.

### Das Fest des Mäßigkeitsordens.

Unter dem Aufzählen aller der Mitglieder aus der Erinnerung seit einer Zeit von fünfundzwanzig Jahren, unter dem Rathen und Erwägen, wer wohl Alles der Einladung nach Siegen Folge gegeben haben würde, zogen sie in die kleine wohlhabende Stadt ein und siehe da! als sie auf dem Hof vor dem geräumigen neuerbauten Schlosse abstiegen, empfing der junge Graf Moritz eben einen hohen Besuch, den der Landgraf hier am wenigsten erwartete. Es war sein Vetter, der regierende Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt, der strenge Lutheraner, der siebenundzwanzig Mal die Bibel gelesen, der kluge Freund des Kaisers und sein langjähriger erbitterter Feind, wegen der Marburger Erbfolge. Ihr Beider Onkel Ludwig war 1604 verstorben. Ludwig V. hatte Moritzen die Theilnahme an der Erbschaft gänzlich verweigern wollen, weil er behauptete, daß Moritz die Bestimmung des Testaments, die unveränderte Augsburgische Confession im Erbe aufrecht zu erhalten, durch seinen Uebertritt zu den Reformirten nicht erfüllt habe. Moritz erklärte das Erbland bei seiner Confession zu belassen, daß die Bedingung nicht auf den Glauben seiner Person ausgedehnt werden könne und hatte die ihm zufallende Hälfte der Erbschaft, das Land Oberhessen mit Marburg mit Gewalt in Besitz genommen. Das Haus Darmstadt setzte seine Ansprüche aus anderen nichtigen Gründen dennoch fort und hielt es deshalb mit dem

Kaiser immer noch hoffend, dadurch zu seinem Ziel zu kommen. Bis 1604 waren beide Fürsten einig gewesen und das Zeichen dieser Uebereinstimmung zeigte das Eintreten Ludwigs in den Bund schon 1601.

Moritz ahnte ganz richtig, daß sein Vetter gekommen sei, um Beeinflussung auf die hier erscheinenden Wetterauischen Grafen zur Gewinnung für die Seite des Kaisers zu versuchen und sein Blick verfinsterte sich: Indessen kam Landgraf Ludwig, damals 48 Jahr alt, doch schon sehr von dem Einfluß einer kränklichen Constitution gedrückt, freundlich auf seinen Vetter Moritz zu und begrüßte ihn, ausdrücklich hervorhebend, daß die heitere Zusammenkunft nur den Genuß geselliger Unterhaltung bezwecke.

Als man am andern Mtttag bei der feierlichen Tafel saß, konnte sich der Landgraf kaum des sichtlichen Unbehagens erwehren, wenn er die Reihe der Gäste musterte; denn wild zerstörend, wie überall, hatte auch hier der Krieg in die gemeinsamen Ziele und Bestrebungen von 1601 eingegriffen! Jedes Wort wurde abgewogen. Die Unterhaltung ging auf Zehenspitzen, weil zwei Parteien am Tisch saßen! Seine vielen Mitglieder des eigenen Adels fehlten sämmtlich, der Vetter Ludwig und die beiden Grafen von Waldeck Christian und Vollrath und einige von dem Darmstädtischen Adel saßen beisammen; sie waren lutherisch; die Neutralen, die Wetterauischen Grafen: die Leiningen, Solms, Erbach, die Schaumburgs und Isenburgs fanden sich ebenfalls neben einander. Die linke Seite der Tafel nahm der Landgraf mit seinen Begleitern ein, das Haus Nassau schloß den Zirkel.

Vergebens schlug der liebenswürdige Wirth, die Tafel überblickend in launiger Rede, die gut bewährte Sitte der „bunten Reihe" vor. Man lachte, und ließ es bei der jetzigen Gruppirung bewenden. Es war Ordenssitte beim jedesmaligen Trunke der sieben vorgeschriebenen Ordensbecher, die von Elfenbein gefertigt und je ungefähr das Drittel eines Schoppens enthielten, eine

Gesundheit auszubringen. Bei dem ersten richteten sich aller Augen auf Landgraf Moritz, als das erste und älteste Mitglied. Man erwartete einen Spruch auf das weitere Gedeihen des Vereins. Er ging darüber hinweg und gedachte in bewegten Worten der Fehlenden und Verstorbenen und vor allem vermißte er drei Mitglieder, die das Unglück der kriegerischen Zeit verstreut. Zuerst den Kurfürsten Friedrich den V., den geächteten Böhmenkönig, vertrieben aus seinem Erbe und hülflos in Holland umherirrend; zum zweiten den Markgrafen Georg von Brandenburg-Jägerndorf, der geächtet in Ungarn bei Bethlem Gabor verstarb; zum dritten den Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, der im Angesicht des gewagten Unternehmens sein Erbe seinen Kindern übergab, die gefahrvolle Fahne der Union aufpflanzte, und jetzt geächtet den Boden des Reichs meidend, nach Genf sich zurückgezogen. Er schloß mit dem Wunsche, daß solche schweren Opfer trefflicher Männer an Gut und Leben nicht fruchtlos gefallen sein möchten und bat das erste Glas in ihrem Andenken still zu leeren. — Merkwürdig war es, und ein redendes Zeichen für die gegenseitige Anziehung edler Geisteskräfte, daß diese drei, so wie fast alle hervorragenden Glieder der Unionspartei, einst dem fröhlichen Bunde zugehört hatten, wie das noch vorhandene Verzeichniß seiner Mitglieder aufweist.

Hierauf erhob Vetter Ludwig von Darmstadt den zweiten Becher, er widmete ihn dem Frieden und der Einigkeit der heiligen deutschen Nation, der nur gewonnen werden könne im gegenseitigen Nachgeben der Parteien, er wies auf seine Bestrebungen hin, die er unaufhörlich diesem Werke uneigennützig gewidmet — und trank auf den Frieden. Allein damit war der Apfel der Zwietracht unwiderruflich in die Einigkeit geworfen, denn sein Wort hatte den Weg zum Frieden berührt und in den verschiedenen Ansichten von diesem Weg bestand ja eben die Scheidung beider Parteien. Alle Unterhaltung überfluthete

plötzlich der Streit, der uns schon oft in diesem Buche beschäftigt.

Mitten in dieser Aufregung wurden dem Wirth noch zwei Gäste angemeldet, von denen der Eine sich Mitglied des Vereins nannte und um die Erlaubniß bat, seinen Begleiter als Gast einzuführen. Alle blickten erwartungsvoll nach der Thür, denn die Stimmen sprachen draußen schon lebhaft; — und herein trat ein kleiner blonder breitschultriger Mann, noch rüstig in den mittleren Jahren, nur der Rücken war stark gekrümmt; ein Hasenschart zeigte klaffend die großen Oberzähne, doch war sein Lächeln angenehm und seine Bewegung kühn und ungezwungen. So blickte er in den Kreis der Tafel, deren Mitgliedern fast allen das Messer aus der Hand fiel mit dem plötzlichen Rufe der Ueberraschung: „Ha, der Mannsfeld! . . . .“

„Ich grüße Euch Fürsten und hochgeborne Herren,“ rief der kleine Mann, „und bitte um die Gewähr, meinen Freund und Kriegskameraden Prinz Christian von Braunschweig bei Euch einzuführen.“

Der ebenso wie er gefürchtete Parteigänger war damals erst 26 Jahr, noch trug er auf seinem Hute den Handschuh der Böhmenkönigin, wie sehr denselben auch fünf Jahre Regen, Sturm und Schnee verwettert hatten. Christian war groß und schlank, bildschön und wohlgeformt von Angesicht, der linke Arm nur hing ihm wie todt, denn er war von Eisen, da er den wirklichen in der Schlacht von Fleury 1622 verloren hatte.

Das waren also die beiden verwegenen Kriegführer, die ohne eigenes Land und eigenes Geld jene gefürchteten Heere hielten und Jahre lang den Kaiser bekriegten.

Die Lutherischen und Freunde des Kaisers machten übel verlegene Miene zu dem neuen Besuch, desto mehr freudige Aufregung verriethen die Calvinisten. Manns-

feld hatte im Jahr 1622 von der Unterpfalz aus Hessen-Darmstadt bekriegt und Ludwigs Land schwer verwüstet.

Acht Tage unterlag seine Hauptstadt der Plünderung der wilden Horden. Ludwig selbst mit seinem Sohne ward, als er nach Mainz fliehen wollte, von Mannsfeld gefangen genommen, und blieb inhaftirt als Geißel, bis ihn der Tilly befreite. Man kann sich also denken, wie der erlauchte Landgraf auf diesen Krieger zu sprechen war; dieser aber wandte sich gerade zuerst an ihn und sagte:

„Was seh ich, durchlauchtiger Landgraf, ist Saul auch unter den Propheten? Ich verhoffe, Ihr seid zu unserer Partei getreten und setzt mich nicht wieder in die Nothwendigkeit, mich an Eure Durchlauchtige Person gefänglich zu vergreifen.“

Der Landgraf Ludwig erblaßte, er fürchtete wirklich die Nähe der feindlichen Streifbanden um Siegen und wandte sich vorwurfsvoll zu Graf Moritz von Nassau.

„Ich denke, ich bin hier zu Gaste und unter dem Schutze meines Wirthes, dessen Einladung ich ohne Argwohn gefolgt bin . . .“

Der junge liebenswürdige Graf stotterte eine Art Entschuldigung, daß er bis zu dieser Minute keine Ahnung von der Nähe unirter Truppen gehabt habe.

Da lachte der Mannsfeld mit seinen großen Zähnen laut auf, daß seine helle Stimme durch den Saal schallte.

„Beruhigt Euch, Durchlaucht“, sagte er, „Euer Gnaden mögen bedenken, daß ich ebenfalls als eingeladener Mäßigkeitsbündler komme und Niemand vom Kriegshandwerk als diesen meinen Freund mitgebracht habe.“

Vetter Ludwig von Darmstadt aber verzog keine Miene, während des ferneren Gesprächs stand er auf und ging unbemerkt hinaus. Bald ward ruchbar, daß der Fürst spornstreichs davongefahren und sich dreißig

Reiter als Geleit vom Grafenhofe ausgebeten habe. Auch die beiden Grafen Waldeck waren verschwunden.

„Desto besser“ dachte Mannsfeld und musterte die Reihen der Gesellschaft, „so sind wir unter uns und das Wort braucht keine Wage mehr. Mit Verlaub, Ihr Herren, laßt mich nachholen; bei welchem Ordensbecher waret Ihr? Ein rechter Kriegsmann verschmähet nichts, er trinkt lieber zwei- und dreimal, als daß er dürstet.“

Der Wirth schenkte den beiden Fremdlingen zweimal ein und sie thaten mit stillem Gruß und Winke spielend Bescheid.

„Hab wenig von Euren feinen Regeln halten können,“ begann er wieder, „wo ich zu trinken hatte, mußte ich's auf Vorrath thun; denn im Kriege ist's nun einmal so: einem feisten Tag rennen sieben Hungerschindmähren hinterher, und die Enthaltsamkeit kommt der lechzenden Zunge von selbst, wenn sie mit der Gans aus einer Pfütze trinken soll. — Trinket zum dritten, Ihr Herren! Ein Pereat den Jesuiten und Papisten und dem übel berathenen Kaiser, der dreimalhunderttausend Reichsthaler auf meinen Kopf gesetzt hat!“ — Er trank, die Gesellschaft folgte.

Der Krieger wußte Tempo in das festliche Gelag zu bringen, schon hielt er wieder den leeren Becher hin, ließ einschenken und als die Letzten ihren Becher noch mit dem edlen Rheinwein füllten, hatte er den seinen schon wieder erhoben:

„Zum vierten,“ rief er, „ein herzhafter Trunk auf den Sieg der unirten Waffen!“

Da stand der wilde Christian auf, kunstreich hob er den Becher mit seiner linken eisernen Hand und rief mit seinem Wahlspruch, den er auf seine Münzen schlagen ließ, im ächten Trommlertempo:

Verlier' ich gleich Arm und Bein,
Will ich doch Pfaffenfeind sein!

„Trinkt, Ihr edle Herren, mit mir zum fünften: Eine Scharte dem Pfaffengeneral Tilly, wie am ruhm-

reichen Tage von Wiesloch!" — Das war der Siegestag Mannsfelds gegen Tilly, denn Mannsfeld war der Einzige, der den General der Ligue besiegt hatte, bis Gustav Adolph seinen Stern gänzlich auslöschte. Die Gesellschaft verstand's und stimmte lebhaft dem Wunsche zu.

Hierauf nahm Mannsfeld wieder den Becher und rief, auf seinen Waffenbruder Braunschweig blickend: „Zum sechsten ein Trunk: Böhmens Krone dem verbannten Manne!"

Da erhob sich der Landgraf Moritz: „Nun denn zum Schluß, trinkt mit mir auf der Herzen Verlangen im Reich heiliger deutscher Nation: Gott die Ehre und Friede den Menschen, wirklicher dauernder gerechter Friede, von uns dictirt dem Haus der Spanier in der Hofburg zu Wien im Jahre des Heils 1626!"

So trank man im wahrhaft soldatischen Comment Zug um Zug: „Jetzt, Herr Wirth, räumt die Flaschen und die Becher weg, wir Soldaten könnten sonst doch wohl gedankenlos noch einmal nach der Flasche greifen und so gegen die Ordensregel sündigen. Erlauchter Landgraf," rief er zu Moritz hinüber und winkte, „ein Wort unter uns, meine Zeit ist gemessen," und er zog den Fürsten mit sich in eine Fensternische, wo sie lebhaft und eifrig flüsterten.

Unterdeß saß Christian an der Tafel und seufzte: „O, meine Wünsche sind noch nicht alle, namentlich Einem hätte ich einen herzhaften Trunk gewünscht und fröhliches Gelingen: mir fehlt die Hülfe der heiligen Apostel."

„Was braucht Ihr die Papistenheiligen? Eure Devise ist ja: Alles mit Gott!" bemerkte ein Graf Leiningen herein.

„Ha", lachte der Braunschweiger, „da sieht man's, daß Ihr kein Kriegsmann seid, Ihr kennt die Hilfe der katholischen Heiligen nicht."

„Ihr sprecht gottlos!" rief der andere.

„Gemach Ihr Herren, unterschätzt die Hülfe der Heiligen nicht!" entgegnete Christian. „In Paderborn fand ich die Statue des heiligen Liborius hoch überm Altar des Domes stehen. Sie war von reinem Golde und achtzig Pfund schwer. Ihr könnt Euch denken, wie brünstig ich den ehrwürdigen Heiligen anbetete, ich stieg auf einer Leiter zu ihm hinauf, umarmte ihn in aller Ehrfurcht, und dankte ihm herzlich, daß er so lange auf mich gewartet habe; er habe wohl gewußt, wie sehr ich gerade seiner Hilfe bedürfte. In Münster fand ich die heiligen zwölf Apostel in schwerem Silber: ich warf ihnen vor, warum sie da ständen? Sie sollten doch wie ihres Amtes immer gewesen, in alle Welt gehen und den Heiden predigen. Und sieh da! sie folgten mir, ich ließ sie zu diesem Zweck neu einkleiden in der Münze, ihr Röcklein trug bald mein Brustbild mit der Umschrift: Gottes Freund und der Pfaffen Feind! — Ihr seht, es ist schwer Krieg führen und zwanzig Tausend Mann auf den Beinen erhalten ohne die Hilfe der Heiligen. Sie allein haben mich weiter geführt, seitdem ich anfing mit drei Hundert Ducaten im Säckel, zweihundert erbeuteten Pferden und diesem Handschuh auf dem Hut!"

Alles lachte über den grausamen Spott, man wollte einen von den heiligen Aposteln sehn; allein Braunschweig schwur bei Himmel und Erde, daß er jetzt von allen seinen Heiligen verlassen sei, denn er sei arm wie eine Kirchenmaus. Der Wirth aber besaß einige jener berühmten Thaler und reichte sie herum, wo sie zur Besichtigung von Hand zu Hand gingen.

Unterdessen führten jene Beiden in der Fensternische ihr Gespräch.

„Durchlaucht," begann Mannsfeld, „ich habe kein Winterquartier, gebt mirs in Eurem Land. Meine Truppen bedürfen der Ruhe, sie sollen, bei meinem calvinischen Schwert und bei meiner Ehre! sich fein säuberlich aufführen!"

„Aber Graf," rief der Fürst zurückfahrend, „ich habe

allein 12,000 Mann auf den Beinen und Ihr wißt, was diese kosten. Mein Volk ist arm."

„Ihr müßt aber mit mir in Verbindung sein. Der Tilly richtet sich im Braunschweigischen ein, er befestigt Hameln. Nun ist auch der Wallenstein aus Böhmen gebrochen und in Deutschland erschienen. Wißt Ihr von ihm?" fragte lauernd Mannsfeld.

„Ich weiß, ich weiß, er soll ein zahllos Heer sammeln!"

„Ihr wißt nicht Alles," fuhr Mannsfeld fort, „er ist bereits im Coburgschen und richtet seinen Marsch gerade zu auf Eschwege . . ."

„Eschwege? sagt Ihr?" rief der Fürst und eiskalter Schrecken rieselte ihm durch die Glieder. „Eschwege ist meine eigne östliche Grenzstadt."

„Ho," lachte Jener, „er wird nicht an Eurer Grenze bleiben; er will sich in Eurem Land ranzioniren. Ihr wißt, ich habe Spione, die gut sind."

„Ich werde mich ihm entgegenstellen und mich auf Tod und Leben wehren!" rief der Fürst in verzweifelter Stimmung.

„Ihr seid zu schwach, darum will ich ja zu Euch stoßen. Wir haben dann 35,000 Mann. Meine Truppen stehn im Herzogthum Westfalen und sind herzlich froh, wenn ich sie da herausziehe. Der Cölner Erzbischof muß sein Land verflucht haben, denn es giebt nichts zu brechen und zu beißen mehr darin. In zwei bis drei Tagen kann ich bei Euch sein. Da sollt Ihr sehn, wie geschwind der Wallenstein abzieht, denn das Jahr ist spät und er nimmt keine Schlacht an. Nun sagt," fuhr Mannsfeld eisern und schneidend fort, „wollt Ihr mich oder den Wallenstein mit seinem Gesindel?"

„Gesindel", dachte Moritz in seinem Herzen, „Gesindel rechts nnd Gesindel links." Denn Beider Truppen waren auf Raub und Plünderung angewiesen.

„Wenn wir verbunden sind", fuhr der unerschütter-

liche Mannsfeld fort, „stehn wir dem Tilly im Rücken; der Dänenkönig hat ihn vorn; der Wallenstein muß seitwärts weichen und kommt nicht heran, wenn er nicht Hessen einnimmt und — Durchlaucht, im Frühjahr erdrücken wir den Tilly zuerst!“

Das war richtig; des Erfolgs der Sache wegen mußte er den Mannsfeld in Hessen einziehen lassen, wenns nicht anders ging. Allein die Zustimmung ward ihm äußerst schwer; er wußte ja auch noch nichts Sicheres über Wallenstein. Möglicherweise war die Nachricht Mannsfelds nur ein Schreckschuß. Seine Lage war kritisch.

Da fiel ihm ein Ausweg ein. „Ihr steht einmal nordwärts,“ sagte er, „euer gerader Weg zu mir geht durch das Land der Grafen von Waldeck. Ihr seht, wie sie hier verschwanden, sind meine Lehngrafen und widerhaarig genug . . .“

„Aber protestantisch“ fiel Mannsfeld ein.

„Und trotzdem gut kaiserlich und tillysch! Legt Euch ins Waldecksche ein und reicht mir Verbindung nach Cassel.“

Mannsfeld sann nach. „Wir haben die Lutherischen immer noch geschont, um kein bös Blut zu machen . . . Allein es sei!“ Er hatte die Karte im Kopfe und noch besser den Zustand der Länder. Waldeck war zwar ein armes Waldland; aber noch niemals von Kriegslasten heimgesucht; einen Winter für ihn mochte das Land wohl aushalten. Dazu waren die Grafen reich und mit Gütern wohl besessen. Sie mußten also hübsch Contribution zahlen, wenn sie Schonung erlangen wollten.

„Gut!“ sagte er, und reichte dem Landgrafen die Hand; „abgemacht, ich will die Herren besuchen, weil sie hier vor meinem Besuch geflohen sind. Ich komme, und Wallenstein muß vor uns hinaus ins Sächsische weichen, wenn er zum Tilly hin will. Das ist gut, in des Kurfürsten Land muß er, wo will er sonst leben? Das wird doch endlich das Bierjörgelein (Hans Georg) in Harnisch gegen

den Kaiser bringen und ist ihm zudem eine gerechte Strafe.“ Er rieb sich die Hände vergnügt über diesen Anschlag.

„Nun noch Eins,“ fragte er und fixirte den Landgrafen, „habt Ihr Geld?“

„Keinen Pfennig, Mannsfeld, wo denkt Ihr hin! Ich kann doch nicht, wie Ihr, vom Feinde leben! O, mein Land hat schwer zu tragen.“

„Ja, ja, ich weiß schon, Ihr seid immer gar zimperlich gewesen;“ rief Mannsfeld vorwurfsvoll und unmuthig. „Eure Truppen lungerten doch den ganzen Sommer im Nichtsthun, Ihr hattet so schöne Gelegenheit, die fetten Aebte von Fulda zu rupfen, die Nönnchen im Kloster Heiligenstadt ein wenig zu schrecken, — ach! Beide hat seit Langem kein Mannsfeld und kein Braunschweig besucht, o weh!“

„Kann ja noch werden,“ warf Moritz beschwichtigend hin.

„Halt, Durchlaucht,“ sagte der schlaue Stegreifritter, jeden Vortheil wahrnehmend; „da liegt noch so ein Klösterlein, recht mitten in Eurem Gebiet, nicht weit von Melsungen, Fritzlar geheißen. Liegt Euch doch wahrhaftig zum Gottesscandal mitten im protestantischen Land!“

Das war Thatsache, der Abt war zur Zeit der Reformation starrköpfig gewesen und nicht übergetreten. Es war geistlich Gut und stand unter Stift Fuldischer Hoheit.

„Das muß ich haben,“ rief Mannsfeld energisch, „wills ausnehmen und leeren, treib Euch die Mönchlein weg und senge das Kloster nieder. Dann seid Ihr sie los und könnts gelegentlich einziehen.“

Moritz schauderte, allein der wilde Bundesgenosse wollte sein Beuteantheil; er sah, er kam nicht los. Längst war ihm das Kloster ein Dorn, jetzt war sogar ein Theil seines Adels dahin geflüchtet und machte mit

den Jesuiten ein arges Geschrei über ihn in der Umgegend.

„Weiß Gott, Mannsfeld, ich wasche meine Hände in Unschuld“, rief er nach einigem Bedenken, „ich will keine Verantwortung haben, wenn Ihr thut, wozu Euch die Noth treibt.“

„Verantwortung! . . .“ lachte Mannsfeld vergnügt. „Der Kaiser und die Jesuiten mögen's verantworten. Fritzlar ist 20,000 Gulden werth. Corvey, das der Tilly hütet, wie seinen Augapfel, weil das Aebtlein sein Freund ist, das nehme ich ihm von Waldeck aus vor der Nase weg, kann wohl 30,000 Gulden mit dem Abtskreuz, der Inful und dem goldnen Taufbecken tragen; giebt zusammen 50,000; macht an vier Monat Sold für meine Obristen und dann mag der Krieg weiter sorgen. So gehabt Euch; ich muß zurück. Morgen marschir' ich und Ihr könnt auf mich rechnen!“

Auch für Moritz war jede Lust zum Verweilen vorbei. Die Nachricht von Wallensteins Bewegungen auf Eschwege beunruhigten seinen Geist, und die Ungewißheit, ob der Mannsfeld nur damit Drohung beabsichtigt oder sicheren Nachrichten folgte, machte seine Gemüthslage noch peinvoller. — So verschlang der gierige Schlund des Krieges spurlos die Friedensgedanken des Festes, wie ein Meerstrudel die hingeworfene Rose in seinen Wirbel faßt und in die Tiefe begräbt.

Noch an demselben Tage ritt er mit seinen Gefährten nach flüchtigem Abschied tief in die Nacht, der der Mond leuchtete, bis nach Gmünden, und langte am anderen Tage schon Nachmittag gegen drei Uhr in seinem Cassel wieder an.

# Siebentes Kapitel.

## Wallenstein in Eschwege.

Als die Reiter in die ersten Straßen einbogen, fiel ihnen eine Menge bepackter Reise- und Frachtfuhrwerke auf, die überall unter Gruppen von Menschen hielten. In den inneren Straßen der Stadt ward die Wagenburg immer zahlreicher, flüchtiges Volk eilte auf den Straßen umher und bald war die sichere Kunde offenbar, was das Alles zu bedeuten habe. So war es wahr, was der Mannsfeld vermuthet: das Heer Wallensteins stand an den hessischen Grenzen, war schon in Eschwege vorgerückt und derjenige Theil des Volks, der seine Habe auf Pferd und Wagen packen konnte, kam nach Cassel, der Festung, geflohen! Die Verwirrung war unbeschreiblich; der Fürst, hatte trotz des anstrengenden Rittes, die ganze Nacht hindurch zu thun, um Befehle an seine Truppen zu senden und sonstige Dispositionen zu treffen. — Eine andere nicht weniger erfreuliche Nachricht langte ebenfalls während der Nacht an: die drei gefangenen Adligen waren aus der Citadelle entwichen. Es war klar, daß sie sich die Ankunft des Feindes zu Nutze gemacht hatten. Der Krieg war da in seiner schrecklichen Gestalt.

Im Sommer des Jahres 1625 ward vom Kaiser dem ehrsüchtigen Wallenstein jenes Patent ausgefertigt, das diesen zum kaiserlichen Generalissimus installirte und ihm aufgab, ein Heer von 50,000 Mann zum „Schutze des Reichs" zu schaffen. Er that dies ganz in der Weise der Bürgerkriege, die den totalen Ruin

der ganzen Gesellschaft zur Folge haben mußte; er vollbrachte im Großen, was Mannsfeld und Braunschweig bisher im Kleinen und strichweise versucht hatten. Seine Werbetrommeln lockten das ganze lose Volk des östlichen Deutschlands, Polens, Ungarns, der slavischen Gebiete Oesterreichs zusammen; ja selbst Iren, Schotten und Franzosen fehlten nicht in dem bunten Söldnerconglomerat. Im Herbst brach er von seinem Hauptwerbeplatz Eger in Böhmen auf und rückte in Deutschland ein. Er hatte Auftrag, sich mit Tilly gegen den Dänenkönig zu vereinigen; allein Wallenstein, eifersüchtig auf den Ruhm des Siegers der Ligue, wollte als kaiserlicher Generalissimus selbstständig bleiben; daher denn wirklich seine Absicht dahin ging, Hessen zu nehmen, um seinem Kaiser verkünden zu können, daß er dieses gefährliche Raupennest endlich zerstört habe und zugleich dem Tilly die Feinde im Rücken niedergeworfen. So ergoß sich der Strom seiner Rotten ins Werrathal und war über Meiningen und Hildburgshausen geradezu bis Eschwege vorgedrungen. Die Streifkorps der Kroaten und Szekler hatten sich schon in Almenrode und Waldkappel blicken lassen, kaum eine Meile von Cassel. Die Gerüchte wie immer, liefen noch viel rascher und in riesigen Vergrößerungen. Sie wähnten die Kroaten schon mehrmals in den Vorstädten und sahen der Belagerung der Stadt stündlich entgegen. Der Schrecken war namenlos vor den wilden Rothmänteln und das Gebahren der rohen Horden war überaus verschieden von dem der Tillyschen, die die Uebereinkunft mit dem Adel zu milderer Praxis bestimmt hatte. Die Fremden waren ungestüm, eine Abfindung mit Geld durch Befriedigung der Offiziere war fruchtlos, das Geld wurde genommen und weckte nur die Gier nach mehr; wieviel auch geboten, es ward noch mehr gefordert. Keine Betheuerung wegen Unvermögens ward angenommen, grausame Mißhandlungen und Folterungen wurden veranstaltet zu Erpressung von Geständniß verborgener Schätze, muthwillige und grau-

same Tödtungen waren nichts seltenes. Vieh, Hab und Gut, was mitnehmenswerth, wurde geraubt und an sächsische Nachbarn für ein Biergeld verkauft. Viele der Beraubten gingen ihrer Habe nach und kauften sie für ein Billiges zurück. Allein am nächsten Tage kam eine andere Rotte und nahm es von Neuem; bis dem Besitzer die Lust verging. Jeden Abend aber leuchteten die Feuer fern am Osthimmel als Wahrzeichen der grausamen Verheerungen.

Moritz zog seine Truppen zusammen und schob seine Posten bis Lichtenau vor, drei Meilen auf den Weg nach Eschwege, um die Bevölkerung in Cassel vorerst zu beruhigen. Kaum zwei Tage darauf loderten die Signalfeuer im Norden und Westen von den Bergen; der Mannsfeld war getreu seinem Worte eingetroffen. Sein Hauptquartier hatte er im Waldeckschen Warburg. Am dritten Tage rückten seine Vorposten bis in Cassels Nähe; die Verbindung war hergestellt. Sein Volk concentrirte sich im Norden vor der Stadt, südlich von Cassel bis Melsungen standen Moritzens Truppen und diese Stadt selbst als Festung lag im Centrum. Die Truppen Mannsfelds hielten in den ersten Tagen wunderbare Ordnung; man sah, das Wort des Führers war noch mächtig in den zuchtlosen Banden. Er schrieb regelmäßige Contributionen und Brotlieferungen aus und strafte sogar einige Uebelthäter exemplarisch. Die vielfältigen Diebstähle von transportablem und begehrenswerthem Gut mußte sich freilich die Bevölkerung still gefallen lassen, allein sie war noch zufrieden angesichts der Erzählungen der Flüchtigen von jener Wallensteinschen Seite, da sie doch wenigstens keiner muthwilligen Zerstörung von Hab und Gut und der Mißhandlung unterlag.

Einige Tage darnach bekam der Landgraf eine Einladung von Wallenstein zu einer Zusammenkunft; zum Ort war das Rathhaus in Almenrode bestimmt. Die Höflichkeit erforderte von Seiten Moritzens die Zu-

sage, obwohl er Willens war in Nichts zu willigen und darum die Unterredung ohne Erfolg verlaufen mußte. Almenrode war von Truppen unbesetzt; nur im Osten der Stadt hielt das Begleitungsfähnlein der Hessischen; im Westen dasselbe der Wallensteiner, die ihrem Führer das Geleit gegeben. Moritz war zuerst an Ort und Stelle; er empfing den langen, hagern Mann an der Thür des Rathhauses.

Wallenstein war damals drei und vierzig Jahre alt; sein Gesicht war unnatürlich gelbbleich, seine Stirn hoch und gebieterisch. Als er den Hut mit der rothen wallenden Feder abnahm zum Gruße, zeigte sein Haupt kurzes schwarzes aufstehendes borstiges Haar. Sein schwarzes slavisches Auge war klein aber stechend, die Wimper stark zur geschlitzten Form hinneigend; den Bart trug er nach damaliger Sitte in Schnurr- und Knebelbart. Er ging im Reitercollet von Elendsleder, darüber ein weißes, offenes Wamms; Mantel und Beinkleider waren roth, wie die Reiterfarbe seiner slavischen Truppen. — Als er den greisen ruhigblickenden Landgrafen musterte, war Etwas wie wohlgefälliges Staunen in seinem Blick. Er hatte offenbar weniger vermuthet: — eines jener unbedeutenden Exemplare von deutschen Fürstennaturen, wie er sie oft gesehn, die er als Parvenü verachtete und stets geringschätzig behandelte, als hätte er sagen wollen: Ich bin Eures Gleichen und war erst viel weniger; Ihr wäret das nimmer geworden was ich bin: also müßt Ihr viel weniger sein. Es lebte in ihm ein gutes Theil vom Stolz der Talente, der von seinen Fähigkeiten und Leistungen als dem wohlerworbenen Verdienst seines Strebens aufgebläht ist. — Hier aber schien dem Glücksritter doch, daß er einen Fürsten voll Würde vor sich hatte, der — vielleicht gar so groß war, daß er den lockenden Ruf der Fortuna absichtlich verschmähte.

Wallenstein, der niemals viele Worte machte, begann:

„Ich komme in Kaisers Auftrag; ich verlange eine Million Gulden, dann will ich Euer Land schonen.“

„Ich habe keine Million Gulden,“ erwiderte Moritz, „und wenn ich sie hätte, so würde ich sie keinem kaiserlichen General geben, sondern sie selbst behalten.“

„Glaubt Ew. Liebden, daß Ihr billiger wegkommt, wenn ich Euer Land besetze und meine Truppen verpflegen lasse?“

„Versuchts, wenn Ihrs könnt,“ war die kurze Antwort. Sie war vielsagend genug. Sie stützte sich auf die Anwesenheit Mannsfelds und bot ihm sogar eine Schlacht an.

„Ihr seid kühn in Eurer Rede, Herr Landgraf, denkt an Euren Adel, der sich bei mir beschwert hat und meine Hülfe nachgesucht . . .“

„Ich werde ihn dafür köpfen lassen, wenn ich Beweis habe.“

Der Herzog ging auf und ab; er kämpfte mit seinen Gedanken. Vielleicht dachte er schon damals daran, sich Freunde mit dem ungerechten Mammon zu machen. Endlich stand er still:

„Ich weiß, Durchlaucht, der Tilly ist Euch spinnefeind und die Pfaffen noch mehr. Euer Adel ist dessen werth, was Ihr sagtet . . . Ihr steht auf wankendem Boden, wenn es die bösen Sterne wollen. Wollt Ihr Frieden mit dem Kaiser gegen Eure Feinde? Hier, so nehmt meine Hand, sie ist mächtig.“ Und er hielt mit wohlwollender Miene seine Rechte hin.

Allein Moritz wollte solchen Frieden nicht und konnte trotz der Gewalt dieses Mannes doch nicht erreichen, was er zum Heil des Ganzen wünschte. Seine Liirung mit Mannsfeld und dem Dänenkönig hielten ihn auch von rechtlicher Seite ab, einseitig zu verhandeln, darum erwiderte er kopfschüttelnd:

„Ich danke Euch Herzog; allein Ihr könnt das nicht, wenn Ihr auch wolltet!“ Er sprach die Worte lächelnd und verbindlich, doch der Zweifel an seine

Macht war verletzend für die Eitelkeit des von sich eingenommenen Wallenstein, abbrechend das Gespräch und zur Thür gehend, sagte er:

„Nun, dann gehabt Euch wohl, und — denkt an diese Stunde!“

Damit schieden sie. Moritz unterrichtete Mannsfeld von dem Gespräch und beide machten sich auf einen Angriff gefaßt. Aber sieh da! der weitsichtige Mannsfeld hatte Recht gehabt. Wallenstein dachte nicht daran, sich in der vorgerückten Zeit noch zu schlagen und die langwierige Belagerung einer Festung vorzunehmen. Zwei Tage darauf war er gegen Norden gerückt. Seine ernstlichsten Bedenken aber waren gewesen, sich mit seinen jungen bunt zusammengewürfelten Truppen in eine Schlacht mit dem bewährten und durch Moritz verstärkten Mannsfeld einzulassen, wie er denn überhaupt immer bedenklich war, seinen Ruf aufs Ungewisse hin zu wagen.

Aber er ließ einen schrecklichen Feind zurück. Mit dem Tage seines Abmarsches brach wie ein zurückgelassener böser Fluch, die Pest im Hessenland los. Sie kam von Eschwege nach Kassel und hielt ihren Umgang durchs ganze Land. Es ist fast dämonisch, wo nur immer die armen Völker von den Schrecken des Krieges heimgesucht werden, da fällt auch die heimtückische Epidemie, mag man sie nun schwarzen Tod, Seuche oder Pest oder Cholera nennen, unter die geängstigte Menschheit und mordet und zerstört mit dem unsichtbaren Schwerthieb in räthselhafter Schnelle und grausenhafter Auswahl. Man schrieb einem ansteckenden Contagium gewöhnlich die Verbreitung zu, — die Pest wird so wenig ansteckend, wie die Cholera gewesen sein. Unsere Gelehrten haben calculirt, der Mangel an Ozon sei schuld, — Andere schreiben die Ursache den steten Gemüthsaufregungen in den Kriegs- und Revolutionsperioden zu: Offenbar und unzweifelhaft ist nur bis jetzt die geheime Wechselwirkung zwischen ihr und den unruhigen

Zeitläuften. Wir wollen, ohne eine erschöpfende Erklärung dieser physischen Räthsel geben zu wollen, nur auf Eines aufmerksam machen: Die Bedingungen zum Dasein der Individuen, der Lebensart und der Anzahl nach, werden in solchen Zeiten immer verändert; der Kampf ums Dasein, dem jedes organische Wesen unterliegt, stößt alsdann auf stärkere Hindernisse, als diejenigen waren, die es in normalen Zeiten zur Erhaltung des Individuums zu besiegen hatte. Wenn daher in den vorhergegangenen Friedenszeiten nicht diese leichteren Bedingungen, zum Leben und Dasein zu gelangen, vorgelegen hätten, würde die Vermehrung der Menschen nicht in dem Maße stattgefunden haben. Dies führt uns auf den einfach mathematischen Schluß rückwärts: daß beim Abhandenkommen dieser Bedingungen auch ihr Produkt, das Individuum, in gleichem Schritte Vergang nehmen muß. Man hat ferner behauptet, die schlechtere abnorme und unregelmäßige Kost sei schuld gewesen an dem Ausbruch der Cholera im preußischen Heere vor Wien. In den Jahren 1633 bis 1648 hat der Mensch notorisch in Deutschland am schlechtesten gelebt. Gar viele Aufzeichnungen von Geistlichen und Anderen sind da: was noch einzeln übrig geblieben war, lebte wie die Urmenschen, von Eicheln, Bucheln, wilden Rübenwurzeln, gekochtem Unkraut. Rübskuchen waren ein köstlich Gericht, eine Maus wurde mit drei Gulden bezahlt und das Fleisch der menschlichen Leichname nicht verschmäht; dennoch war damals schon die Wuth der Pest vorbei; ihre Hauptgewalt übte sie vornämlich von 1626 bis 32 aus, immer strichweise in die verschiedenen volkreichen Distrikte Deutschlands einbrechend. Hieraus ist also zu schließen, daß die Natur der wenigen noch Vorhandenen trotz fortdauernden Hungers und Kummers dem Angriff der Verheerung schon widerstanden oder daß, wenn schon fortgepflanzt, die Nachkommen in Folge des Gesetzes der Vererbung der Constitutionen eben so hiebfest gegen Seuche waren, als die Eltern.

Wenn man die Erscheinung von diesem Standpunkt aus betrachtet, dann wird selbst das bedeutend stärkere Auftreten der Cholera von 1866 in den deutschen Landdistrikten und namentlich in den Dörfern erklärlich, während die großen Städte, die sonstigen Heerde der Epidemie, so gelind wegkamen. In letzteren, wo die Cholera in den letzten Dezennien wiederholt wüthete, war sonach durch das Ausscheiden der angriffsfähigen Elemente in den früheren Katastrophen die Bevölkerung jetzt schon widerstandsfähiger geworden, als die Bevölkerung des Landes, die meistens bis dahin von der Epidemie verschont geblieben.

Wie dem nun auch sei; dem Krieg als dem frevelnden Zerstörer der Existenzbedingungen wird immer die Ursache der Epidemien zuzuschreiben sein. Aber das Hinschwinden dieser Bedingungen hat in seinem Gefolge noch andere wilde Mächte. Hierher gehört der dreist sich hervorkehrende Egoismus und das Aufstehen des nackten Thieres im Menschen, dessen die Gesittung und die Bildung ja nur zeitweilig Herr wird. Wo die Natur mordet und würgt, wie ein rasender Würgeengel, da mordet auch der Mensch den Menschen mit kaltem Blute und das Weib selbst schlachtet mit rohem Gleichmuth die eigenen Kinder, um dem gierig lechzenden Hunger ein leckeres Mahl zu bereiten. Der Irrthum und der böse Wahn findet die rechte Bestätigung seines Beweises in solchen Zeiten, daß der Menschheit zuviel auf Erden geworden sei und daß es nur besser werden würde, wenn Millionen davon gerafft sind, damit wieder „Platz werde.“ Warum räumen diejenigen nicht erst den Platz, der ihnen so überfüllt dünkt, wenn sie solche Gedanken aussprechen? O, der jauchzenden Mißgunst in ihrem schwarzen Herzen! O, der rasenden Verblendung in der Liebe des eigenen Selbst, sich für besseres Material zu halten, als all das schuldlos untergehende! . . . Aber der Frevel an der eignen Natur ertappt sie oft auf der That: mitten in diesen Gedanken erfaßt sie das Geschick,

wie der Leichenräuber, der den Ring vom Finger des Pesttodten schneidet, selbst vom Pesthauch getroffen über der Leiche zur Erde sinkt . . .

Was ist das innerste Wesen und der ethische Gehalt der menschlichen Vereinigung? Den erfolgreichen Kampf mit vereinter Kraft um so erfolgreicher gegen die Naturereignisse zu führen. Jemehr Hände und Hilfe, desto mehr Gewalt über den Widerstand der Natur. Und da soll der Menschheit „zu viel" werden? Und das haben selbst die Mächtigen der Erde zu ihrer Entschuldigung gesagt, um den Krieg zu vertheidigen? War der Krieg je ein Naturereigniß? Kam er je vom Himmel oder von den Elementen? Nie war er mehr als leidiges Menschenwerk, von höllischen Intriguen angefacht und vom Geist der Verneinung und der Verwirrung eingefädelt, um Menschen auf Menschen wie Thier auf Thier zu hetzen. — Wahrlich, wir sind blutwenig geneigt zur Unduldsamkeit, weil wir wissen, daß jeder Mensch die Folgen seiner vertrackten und verrückten Ideen allein erntet, weil eben nichts ohne Folge und kein Same ohne Frucht ist. Allein solche Köpfe mit solchen mittelalterlichen Gesinnungen wären allerdings gemeinschädlich genug, um für ihre Einsperrung ein großes Irrenhaus herzurichten.

Doch kehren wir zurück. Die furchtbaren Wirkungen der Pest, die ein ganzes Drittel der Einwohner Hessens in wenigen Tagen hinraffte und in dem volkreichen Kassel in seiner schrecklichsten Ausdehnung vor die menschliche Wahrnehmung trat, überwältigte vier Wochen lang jeden andern Gedanken und lähmte jeden Betrieb. Die Seuche war in Mannsfelds Heer eingebrochen und — was keine Macht der Erde sonst vermocht hätte: die Massen flogen im Sturmwind auseinander und legten sich breitwürfig in das Winterlager des waldeckischen Gebiets. Moritz mußte ebenfalls seine Truppen auseinander theilen. Dadurch kam es, daß der von Wallenstein zur Beobachtung hinterlassene Oberst Merode mit

seinem Regiment ruhig und ungestört in Eschwege und dem kleinen Theil bis zur Grenze sitzen blieb, während ihn sonst sicher Moritz und Mannsfeld dem Wallenstein nachgetrieben hätten; welcher Letztere selbst mit dem Gros seiner Armee nach Halberstadt marschirt war. Das Hochstift Halberstadt war protestantisch und der harten Einlagerung als feindliches Gebiet werth, war doch der wilde Christian der eigentliche Bischof desselben. Nur der Kurfürst von Sachsen erhob seine Beschwerde laut wegen Gewaltsamkeit der kaiserlichen Truppen beim Durchmarsch durch seine thüringischen Distrikte, obwohl die Horden ausnahmsweise Mäßigkeit beobachtet hatten. Sein Hauptgrund aber war, daß Halberstadt so verwüstet wurde, denn er betrachtete das Stift als Praebende für die jüngeren Söhne seines Hauses. Doch verlief die Sache, wie immer; der sächsische Hof erhielt Entschuldigungen und schöne Worte und der meißnische schwarze Löwe legte sich brummend nieder unter dem Schlummerliede der Hoe's und Consorten und schlief weiter.

Einiges Gute hatte die Katastrophe für Hessen doch: das Land sah den Abzug des Wallensteiners als richtige Folge der vom Landgrafen betriebenen Bewaffnung an, und somit stieg der Muth, den der Adel so geflissentlich niederdrückte. Die Städte namentlich hätten den Landgrafen auf den Händen tragen mögen, der Bauer fing langsam an zu glauben, daß der Adel doch wohl Unrecht haben könne, und was die Hauptsache war: der Fürst könne die Uebermacht behalten über seinen gefürchteten Gutsherrn. Ueberdem hatte sich der Mannsfeld weit manierlicher gezeigt als der Wallenstein und bei der aufsteigenden Hoffnung auf Erfolg wächst der Muth in der Brust; er versucht Gewalt gegen Gewalt. So entwickelte sich an der Grenze des von Merode besetzten Distrikts eine Art Guerillakriegs. — Merode's Regiment war bekanntlich das lockerste und undisziplinirteste der ganzen Wallensteinschen Armee; es diente stets zur Arriergarde

und spielte den Kehraus in der Verwüstung der Landschaften. Man behauptete daher, es habe sich lediglich aus den Nachzüglern des Heeres rekrutirt, daher hießen in jenem Kriege später die Kranken und Nachzügler „Merodebrüder". Von hier kam das Wort nach Frankreich und kehrte von dort als „Marodeurs" zurück, um die Bezeichnung für diese Nachtseite der Kriegsheere zu werden. Das Marodeurwesen ist der unzertrennliche Begleiter des Krieges; zeigte es sich doch 1866 schon wieder in Böhmen hinter einem Heere, das auf seine Disziplin alles giebt! Denn es ist so: wo die offene Gewalt im Auftrage der Heerführer das Land brandschatzt und demselben das Korn und das Vieh entführt, da finden sich auch die Strolche, die den Auftrag simuliren und ein gleiches thun. Hinter den Heeren Napoleons I. und seitwärts hat immer diese Rotte gewüthet, und sie war es allein, die den Haß im Herzen der Deutschen anfachte, damit er 1813 auflodern konnte und den kriegerischen Kaiser die Frucht seiner Thaten auf St. Helena ernten ließ.

So kam es, daß der hessische Bauer selbst sich mit den Parteigängern des Regiments Merode herumschlug, sobald er sah, daß er ihnen mit Erfolg widerstehen konnte. Er wollte sein Haus und Habe beschützen; aber doch war der Kampf ungleich; zwischen dem Vagabonden und dem Bauern hat das Geschick nicht gleiche Sonne und gleichen Wind vertheilt. Der einmal vertriebene Strolch kam wieder mit Hilfe und argen Rachegedanken, um ihm sein Haus über dem Kopf anzuzünden. Das ist die gefährlichste Form des Krieges. Das Siegen, Unterliegen und wieder Herrwerden bringt dann jene anschaulichen Scenen zu Stande, wie sie uns im Simplicius mit ewig denkwürdigem Griffel zum Schrecken der Menschheit gemalt worden sind. So sieht es aus, wo die Wuth des Söldners die Ziege zur salzbestreuten Fußsohle des Bauers führt und diese lecken läßt, wo die Weiber

den Gelüsten der Sieger anheimgegeben und kaum noch die Wahl zwischen dem Tod und der Schändung haben; wo das Sperrholz in den Mund des Gefangenen gekeilt wird, zu welchem Behuf ihm erst die Zähne ausgeschlagen werden, um den Mund recht hoch in die Sperre zu bringen; wo ihm die Mistlache in den Gaumen gegossen und die Nase zugehalten wird, damit er brav schluckt; wo man ihm endlich auf den aufgeblasenen Bauch tritt, um die Lake herauszupressen und die Foltern von Neuem anzufangen!! Da schraubt man die Steine von den Flinten, und die Daumen der Bauern dafür hinein, da keilt man seinem Opfer die Schuhzwecken zwischen Fleisch und Nägel, sägt die Kniescheiben an, gießt brennenden Schwefel auf den Leib; da schiebt man den Gebundenen in den Backofen und das brennende Feuer hinter ihm her! Da schlingt man ihm Seile um den Kopf, nimmt den Knebelschleif um den Knüppel, dreht diesen und reitelt so stark, daß die Hirnschaale zerspringen möchte! Sie bricht nicht, aber das Blut springt in Strömen aus Mund und Nase und Ohren. So kühlt sich die Rache den Muth oder frägt nach dem versteckten Geld und Gut. — Hinwiederum lernt der Bauer nur allzuschnell das Wiedervergeltungsrecht. Einmal aus dem Ackerbau und dem zerstörten Besitz getrieben, steht er erst mit dem Landsknecht auf gleichem socialen Fuße, indem er sich waffnet und nichts mehr zu verlieren hat. Er dürstet aus Wuth nach Blut, und die Haide deckt den Todtschlag so manches erlauerten Feindes. Er lernt schießen, hauen und stechen, denn diese Kunst ist nicht schwer. Auch er fängt an den Gefangenen zu martern, schneidet ihm Nase und Ohren ab, begräbt ihn lebendig in einer Tonne, und bald gilt in der gesteigerten Hetzjagd der Parteiwuth der Tod durch Hieb oder Stich oder Kugel als viel zu viel Erbarmen für den Feind. Mit den erfinderischsten Qualen und der raffinirtesten Pein ihn zu Tode zu quälen, den Gefangenen in jedem Nerv ein-

zeln sterben zu lassen, das ist Genuß und Genugthuung; — ja, zwischen hindurch ihn arglistisch täuschen, ihm die Hoffnung der Erlösung durch Verheißung der Lebenserhaltung erwecken, wenn er sich, seinen Gott und sein ewiges Leben verflucht, um ihn dann, wenn er's gethan, mit diesem letzten Gedanken auf der Zunge flugs ins Jenseits zu senden, damit er nach dem Aberglauben der Zeit sicher in die ewige Verdammniß fahre: das ist ein Stück von dem Bilde des Schreckens, das zu vielen vielen tausend Malen den Schmerzensschrei der gequälten Creatur zum Himmel sandte, der starr und gleichmüthig trotz des festen Glaubens seiner Zeit auf die deutschen Gauen herab sah . . .

Und das ist Wahrheit, ist stricter Verlauf der gemeinen Wirklichkeit, die sich jeder Einzeldarstellung durch den Griffel der Kunst entzieht, weil sie absolut gemein, platt und widrig, ganz wie das rohe wilde Thier im Menschen ist. Das ist der Verlauf, wenn die Gewalt das Recht auf ihre Schwertsspitze nimmt, wenn der Wehrstand mit den unvermeidlichen Strolchen und Vagabonden vergesellschaftet als Herr in der Wirthschaft der bürgerlichen Welt zu schalten und walten anfängt. Man fragt mit Recht: wie kann der bürgerliche Betrieb, der auf dem sicheren Grund von Recht und Gerechtigkeit seine Arbeit aufbaut, jemals noch in die Verblendung fallen, für einen Kampf mit den Waffen sich zu begeistern, von Kriegsruhm zu schwärmen, oder gar dem wilden Gebahren einzelner Klassen zujauchzen? Wer führt denn Krieg? Etwa der General und die Truppen? Der Bürger führt ihn, denn Er und kein Anderer muß ihn bezahlen, d. h. jene seine Mandatare aus seinen Vorräthen erhalten. Ist nicht jede Kanone, jede Kugel, jeder Flintenschuß, jeder Bissen Brot, den der Soldat ißt, ist das nicht Alles von seiner Arbeit gefertigt und haben diese Dinge nicht ihren Baarwerth, wie jedes andre Friedensmaterial? Ist nicht das Men-

schenleben mit gesunden, arbeitsfähigen Gliedern selbst ein kostbares Capital, das die Gesellschaft erzeugt hat, weil es die Existenzbedingung desselben schuf? . . . Und was gewinnt man denn endlich mit dem Krieg? Ist er etwa ein wohlüberlegtes Geschäft, wie ein Eisenbahn-Unternehmen, das das verlegte Capital mit Zinseszins wieder bringt? Nein, dies Unternehmen hat nichts von der Art des genossenschaftlichen Unter-die-Armegreifens an sich; es bezweckt nichts als die absichtliche Zerstörung und Verderbniß jener friedlichen Geschäfte; es stört und entwerthet die eigenen des Volks, weil es diejenigen seines Feindes zu zerstören und ruiniren versucht. Das ist auch die Frucht des möglichen Sieges und für diese Glorie setzt ein Volk sich der Gefahr der Vernichtung der eigenen Wirthschaft aus, wenn es unterliegt? — Ha, ein entsetzliches Geschäft, wie es der Wahnsinn nur erdenken kann. Und dies soll würdig einer Zeit sein, die dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts entgegengeht? Gott verzeihe mir's, aber es ist so: Wir theilen die Geschichte in alte, mittlere und neue, wobei wir den letzteren Abschnitt von 1789 an rechnen. Diese Eintheilung ist ein Irrthum unserer Eitelkeit. Die Geschichte unserer Nachkommen wird nicht so fortlügen, wie wir sie angefangen; sie wird dies neunzehnte Jahrhundert wägen und vergleichen und — sie wird es einfach zu den andern achtzehn werfen, „denn“, wird sie sagen: „Ihr habt noch im Mittelalter gelebt, Ihr habt, wie die Barbaren, verderbliche Kriege geführt, Ihr seid, mit Ausnahme zerstreuter Gedanken Einzelner, noch nicht über den größten Irrthum der Menschheit hinaus gekommen . . . Was ists? — Gewalt, Krieg und Eroberung zu Anfang; Gewalt, Krieg und Eroberung die ganze lange Mitte hindurch! Nichts als Waffen und Waffengepränge — der Friede nur gut, um zum Kriege zu rüsten! — Europa ein einziges großes Militärzeughaus, — jede Nation ihren

eigenen Verdienst verzehrend, um sich der andern bis an die Zähne bewaffnet zu zeigen, — ist das der Traum der Cultur? . ."

Wir brechen ab und schließen dies Buch, denn die Stimmung entfällt uns, weiter zu erzählen.

(Ende des dritten Buches.)

derjenen Geschlecht vergessen, nur daß ein Mutter als
der ein Söhne Gemahlin zu zeigen. — Ist dies der Traum
der Kultur?"
"Ließ erstarben so und schweigen dies Blatt, denn die
Erinnerung erfüllt und, mehr zu erzählen.

Ende des dritten Buches.

# Viertes Buch.

# Erstes Kapitel.

**Mauritius . . . . fuit.**

Der Winter von 1625 bis 1626 war eine hoffnungsvolle Zeit für den Landgrafen Moritz, der Lichtblick eines glücklicheren Geschicks nach so vielen Tagen des Drangsals. Die Pest forderte zwar noch einzelne Opfer, allein so viele seiner liebsten Herzenswünsche fingen an Gestalt und Form zu gewinnen und er glich dem sorgenden Landwirth, der all sein Werk nach Kräften vollführt, auf seine üppig sprießenden Saaten blickt und voll Hoffnung der Zeit der Ernte entgegen sieht. Gerade das Zurückbleiben des Regiments Merode ward ihm zur besten Hilfe. Dieser Oberst, machtlos und in zu ferner Verbindung von Wallenstein, eingeengt auf das Grenzgebiet von Eschwege, das seine Soldaten im Uebermuth des ersten Anlaufs selbst verheert hatten in jener Art der windigsten Haushaltung, die an einem Tage Alles verzehrt und, was nicht durch den Schlund kann und will, muthwillig zerstört, — war natürlich angewiesen sich durch räuberische Streifzüge in der Umgegend zu ernähren. Allein die hessische Waffenmacht schob ihm überall den Riegel vor. Das gab den Dörfern ringsum bald Muth, sich selbst mit Sichel und Dreschflegel zu waffnen und dem heimlichen Schleicher wacker das Fell zu klopfen. Flugs ward das Schaar zum Schwert und jedes Stück Eisen zur Lanze und der Schmied des Dorfes hämmerte wieder in der alten Weise der Sage vom Wieland. Die Gemeinden erbaten sich

gediente Leute zur Anführung; diese verfielen von selbst in ihre erlernte Kunst des Exerzirens, um ihre Untergebenen einzuüben; der Triumph eines glücklichen Straußes mit dem gefürchteten Feinde hallte meilenweit durchs Land und damit griff diese Art der Bewaffnung um sich, wie der Lauf der Gerüchte; das ganze Land Hessen, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, machte sich selbst wehrhaft, wie es der Landgraf schon längst gewünscht hatte. Das waren die Landesvertheidigungstruppen, eine echte Landwehr; sie kostete kein Geld zu ihrer Unterhaltung und sie beanspruchte keinen eigenen Beruf. Die Waffen an der Seite fuhr sie ins Feld mit dem Düngerwagen und schlief an ihrem Heerd mit denselben unterm Kopfkissen. Das waren Armeedepots von unerschöpflicher Fülle, wenn er neue Truppen gebrauchend mit den Abkömmlichen vom Heerde seine Lücken zu füllen hatte — schade nur, daß das Land so klein war, daß es kaum noch hundertundzwanzig Quadratmeilen mit 220,000 Einwohnern zählte, wenn man Eschwege und den östlichen Grenzstreifen und die reiche Grafschaft Katzenellenbogen am Rhein, die vom Feinde lahm gelegt war, abrechnete. Nach den Gesetzen der Statistik berechnet gab es darin kaum achtundzwanzigtausend Mann waffenfähige Männer von 20 bis 45 Jahren. Bei Abrechnung des dienstunfähigen Materials für einen Staat von 20,000,000 hätte dies nahezu 3 Millionen gegeben gegeben. Wenn nur eine bürgerliche Gesellschaft von 4 Millionen Köpfen damals mit ihren Fürsten verbündet und einig gewesen wäre, um solch ein unkostenloses Depot von 400,000 Mann zu errichten, würde sie den Söldnerbanden bald das Handwerk gelegt und der herrlichen Hofburg zu Wien den Frieden dictirt haben. Als der hessische Adel seine Bauern in Waffen sah, ward das doch so Manchem unheimlich. Die Zeit des Austrags der Streitigkeiten währte überdies schon viel zu lang, daher bat fast die Hälfte des kleinen Adels schon um Gnade, sie kam wieder, machte

gute Miene zum bösen Spiel, weil sie ihr Hab und Gut retten wollte, nach dem es wohl gar den Bauern gelüsten könnte, obwohl die Noth der Zeit diesen Gedanken ganz vergaß. Sie wurden mild behandelt, um in weiser Politik die andern zur Nachgiebigkeit zu stimmen und der Landgraf hoffte. Er schrieb eine Convocation aus und bestimmte den 15. Februar zum spätesten Termin der Rückkehr für die Säumigen, widrigenfalls unweigerlich die Lehne verfallen sein sollten; die Staatsraison fand dann nochmals für gut, den letzten Termin bis zum 1. April hinauszuschieben.

Mit Mannsfeld hielt der Fürst getreuliche Verbindung; im zeitigen Frühjahr sollte Merode vertrieben werden. Für den Winter fand Moritz dies nicht gerathen, da jener Distrikt einmal unheilbar verwüstet war und der Wallensteinsche Oberst, in Folge der Cernirung in übler Lage, nicht aus und ein konnte. Moritz selbst sandte dafür Streifcorps in das Stiftfuldische, trieb Contributionen ein und stärkte seine Finanzen. Fritzlar ward richtig von Mannsfeld bis auf den Kupferpfennig ausgenommen; der Handstreich auf Kloster Corvey an der Weser aber mißglückte ihm.

In seinem Cassel kam der Landgraf bei dem günstigen Gang der Dinge sogar so weit in Stimmung, daß er wieder Musik hören konnte und er selbst zuweilen der lieblichen Kunst pflegte, ja sogar die Pforte der heiligen Hallen der Thalia öffneten sich noch einmal. Die Luft ihres Raumes erbebte unter den Zaubertönen der Dithyrambe der Liebe „Romeo und Julia“ und zwar diesmal mit dem vollen ungehinderten Verlauf der Tragödie. Jakobe spielte die Julia. Beide, Rudolph und Jakobe, ernteten den rauschendsten Beifall und — beglückt von dem Eindruck legte der Fürst am Schluß Beider Hände mit seinem Segen ineinander, was er in Anbetracht der düsteren Zeit und dem unerklärlichen Schrecken vor des alten Juden dunklen Worten bisher immer noch abgewiesen hatte. Als Mahlschatz gab er

seiner natürlichen Tochter die Einkünfte des Amtes Mörshausen mit, das in diesen Kriegsläuften zwar wenig eintrug, allein in Zeiten des Friedens gar hoch zu veranschlagen war, er richtete auch die Hochzeit aus und das Mahl brachte trotz der Frugalität, trotz der inne gehaltenen Ordensregeln in seiner gewählten Gesellschaft, eine heitere Stunde des Lebens, wie sie unvergeßlich in der Erinnerung der Theilnehmer bleibt. Sonst in der Situation des Kriegslebens war Rudolph, da auch die Akademie geschlossen, Hauptmann im Regiment Uffeln und Adjutant des Landgrafen, die drei Schauspieler waren Lieutenants im selben Regiment und Wolfgang Günther die Seele und das Agens der Intendantur-Geschäfte.

Moritzens Absicht war, nachdem Merode vertrieben und vernichtet, im Verein mit Mannsfeld so zeitig wie möglich nach Norden zu rücken. Der Dänenkönig selbst sollte vom Norden kommen und auf Tilly fallen, und so wollten beide Truppenkörper vereint erst den Tilly besiegen, ehe Wallenstein noch zu seiner Hilfe herbeizöge. Der Plan war gut, allein das Ineinandergreifen der Action ist immer ein mißliches Ding bei dreien selbstständigen Heerführern, weil eben der eine Leiter fehlt, der das Nothwendige thut, um das Ineinandergreifen eintreten zu lassen. Der Dänenkönig kam nicht heran, er war nicht fertig und stockte mit der weiten Lagerung seiner Truppen in Mecklenburg und Holstein. Merode zog schon im Februar mit dem Schneegang ab, den Mannsfeld aber plagte der Hunger im ausgesogenen Waldeck, ihm fehlte selbst das Geld zur Beschaffung der Munitionsartikel. Der Plan Moritzens paßte ihm daher bald nicht mehr in seine Kriegführung; er hätte darnach durch das verödete Stift Paderborn und das noch mehr zerstörte Braunschweig gemußt, wo nichts zu erholen war. Ihn lockte deshalb mit unwiderstehlicher Gewalt das Land Sachsen, das bis jetzt immer noch verschont geblieben. Als daher Wallenstein von Halber-

stadt nach der Elbe aufbrach und im Anhaltischen Land sich bei Dessau im Mulde- und Elbwinkel verschanzte, da hörte Mannsfeld selbst das flehentliche Anerbieten Moritzens nicht mehr, nach Hessen zu kommen und von dort das Stift-Fuldische, dieses immer noch reiche katholische Fürstenthum zu brandschatzen. Er brach auf und folgte Wallenstein um in Thüringen, Sondershausen, und Kursachsen seine wilde Kriegsart zu praktiziren. Der Kurfürst war empört, zum ersten Mal wurde von den protestantischen Ständen seine Grenze nicht mehr respectirt, seine eigenen Truppen standen in Schlesien und der Oberlausitz, Boten über Boten drängten Wallenstein, den Mannsfeld zu züchtigen. Der kühne Mannsfeld aber kam diesem selbst entgegen und die Schlacht an der Dessauer Schanze wurde am 25. April 1626 geschlagen. Mannsfeld wurde besiegt und wußte in meisterhaftem Zug durchs Brandenburgische, durch die Lausitz und Schlesien von Wallensteins Abtheilungen vergeblich gefolgt, den Ungarfürsten Bethlen Gabor zu erreichen. Allein dieser hatte eben wieder einmal Frieden mit Wien gemacht. Mannsfeld entließ sein Heer und starb auf seiner Reise durch Süd-Ungarn desselben Sommers in jähem Tod unweit Serajevo in Dalmatien. Auch Christian von Braunschweig war kurz zuvor dem Fieber erlegen. Das war der erste Schlag, der das Haupt der Kaiserlichen gewaltig höher erhob. Tilly lag vor Hannoversch Minden, das mit Mannsfelds Hinterhalt im Verlauf des Winters seinen Streifparteien üblen Schaden zugefügt. Es ward erobert und an ihm das Probeexempel von der späteren Zerstörung Magdeburgs vollführt; über die Haufen von 2000 Leichen tranken die Kroaten die Gesundheit des Kaisers und zahlreiche Leichname schwammen die Weser hinab, das Geschick der armen Stadt überall voll Grausen verkündend. Von Minden aus erhielt der Landgraf im Mai die trotzige Forderung Tillys zugeschickt, binnen acht Tagen alle seine Truppen zu entlassen, die Landbe-

waffnung zu inhibiren und kaiserliche Besatzungen in seine Festungen Cassel und Ziegenhain aufzunehmen. Moritz verwarf die Forderungen des Mannes, der sich schon vor der Zeit als übermüthiger Sieger geberdete. Da berief Tilly die hessischen Stände nach Minden; was noch feindlich war gegen den Landgrafen versammelte sich triumphirend; selbst Viele, die schon mit ihm Frieden gemacht hatten, folgten dem lockenden Rufe. Die drei Entwichenen standen an der Spitze der Conföderation. Tilly legte ihnen sein also abgefaßtes Ultimatum vor: „Das Haus Hessen, als des Kaisers steter Widersacher, sei seines Besitzes verlustig erklärt und habe sich der Gnade des Kaisers zu stellen.“ Das war den Ständen doch selbst bedenklich, denn die Gnade des Kaisers war die Acht, wie sie an Friedrich V. von der Pfalz geübt worden war. Nun gönnten sie wohl ihrem Feinde Moritz diese Strafe, allein was wurde mit ihnen selbst? Wer wurde ihr Herr? Das seines Besitzers entledigte Land konnte wohl gar dem gewaltigen papistischen Tilly als Kriegsbelohnung zufallen, dessen Absichten sich unverkennbar schon dahin längst hatten errathen lassen . . .

Tilly drang bei den Ständen damit nicht durch, da er aber erst Eines erreichen wollte und das andere schon zu bewerkstelligen dachte, wenn zunächst das Land hauptlos gemacht und er mit seinen Truppen darin schaltete, so war er mit dem Vorschlag der hessischen Stände zufrieden und die Forderung ging als Beschluß der Stände in dieser Form nach Cassel: „Daß Landgraf Moritz als Feind des Kaisers die Regierung niederzulegen habe.“ —

Das war stark und noch nie hat ein harmloser Mann, der den maßvollen Gebrauch seines ihm durch die Geburt verliehenen Amtes als Pflicht seines Lebens angesehen, eifriger und herzlicher gewünscht, in diesem Moment den ganzen Umfang derselben gegen diesen verrätherischen Adel voll und ganz zu besitzen, um nach Verdienst das Ver-

brechen zu züchtigen. Allein warum that ers nicht, als er diese Macht hatte? Weil er nicht leidenschaftlich und grausam genug war für seine barbarische Zeit, welche barbarische Mittel erforderte. Moritz verschanzte sich in Cassel, hunderte von Menschen arbeiteten, um die Festung noch fester zu machen. Da blieb Tilly aus, er war nach Norden gerufen, der Dänenkönig nahte. Wieder schlug die Flamme der Hoffnung auf und leuchtete über Cassel. Sein ängstliches Harren sah in dem Zusammenstoßen der Heere die gewisse Entscheidung seines Schicksals. So kam nach Monatelanger Ungewißheit der verhängnißvolle 26. August heran; drei Tage darauf war die Alles zerschmetternde Nachricht angelangt von der vollständigen Niederlage des Dänenkönigs in der Schlacht bei Lutter am Barenberge . . . Moritzens Lage war hoffnungslos und zu der Vernichtung aller seiner Pläne brachte man die Leiche seines Sohnes, des tapfren zweiundzwanzigjährigen Philipp, des erstgeborenen seiner jetzigen Gemahlin, der von der ruchlosen Hand wahrscheinlich eines seiner Adligen fiel, den der Ermordete im Verlauf des Gesprächs über die hessischen Wirren tödtlich beleidigt hatte . . . .

Finster und trübe blickte der greise Mann in die finstere Zeit, die wie von dämonischer Rachsucht besessen gerade ihm überall das zu vernichten strebte, was von der Muttermilch einer edleren Vergangenheit großgezogen in seinem Busen als Herzenswunsch lebte! — Soll der Wahnsinn ihn ergreifen, soll er mit der Aufraffung der letzten Kräfte sein Cassel behaupten, bis der übermächtige Sieger es in Klumpen schießt, ihn und Tausende tödtet und seinen fanatischen Horden ein Fest der Plünderung bereitet, in dem sie den getödteten Säugling auf dem Spieß tragen? . . .

Da liegt seine verstörte namenlos gebeugte Frau vor seinen Knieen, sie hat sich aufgerafft von dem Hinbrüten über der Leiche ihres Sohnes; die Noth der Zeit und das Schicksal ihrer lebenden Kinder schreit sie noch stär-

ker an als der alles betäubende Todesschmerz um den Verlorenen. — Da kommt Rudolph, der Adjutant, und bringt die sichere Nachricht von dem Anrücken der siegestrunkenen Cohorten und wie die Feuergarben schon im Norden das Schicksal der zerstörten Dörfer verkünden. Da kommt Jakobe bleich und zitternd, verstört von der drohenden Erscheinung ihres Pflegevaters, der ihr schrecklich mahnende Worte zugerufen; — da kommt endlich Günther mit der Feder hinterm Ohr und dem Aktenstück in der Hand: „Durchlaucht", spricht er, „retten wir was zu retten ist, hier — ist die Abdankungsurkunde zu Gunsten Eures Sohnes, des Erbprinzen Wilhelm." —

„Ja, treuer Günther, Du hast recht," rief der Fürst, „ich bin satt, übersatt der Noth und der Arbeit. Die Jugend mag den ewigen Irrthum des Lebens von Neuem auf sich nehmen, ich werfe ihn hin und kenne ihn nicht mehr; dazu ist das Unglück und der Schmerz da, daß man seinen richtigen Werth erkenne; ich habe für die edelsten Güter der Menschheit gekämpft, ich kämpfe nicht mehr, denn ich kann die Verantwortung für Anderer Schmerzen und Leiden nicht mehr tragen . . ."

Und er nahm die Feder und schrieb: Mauritius Chattorum princeps fuit. Gedankenlos aber malte er unter seinen Namenszug jenes dreifache: M. M. M. und als er selbst, wie aus dem Traum erwachend, diese Buchstaben stehen sah, rief er, und gab die Urkunde zurück in die Hände seines Kanzlers, gemäß dem Wahlspruch seines Lebens, den er schon 1600 aus dem Orden gewonnen hatte:

Mauriti. Momento. Mori*).

Aber die Sache ging nicht so leicht. Tilly rückte ein, occupirte sämmtliche Civilgewalt oder verwandelte sie vielmehr in Kriegsgewalt und die Gräuel der Verwüstung begannen. Er wies die Urkunde der Entsagung mit dem Bemerken ab, sie vorerst dem Kaiser zu vermelden.

---

*) Moritz, gedenke des Todes.

Günther that so viel er konnte mit seiner gewohnten Unerschrockenheit, die Interessen des Hauses zu vertreten; Moritz ernannte ihn förmlich zum Landverweser. Er selbst ging nach Melsungen, das er sich vorbehalten hatte. Hier in der ehemaligen Klosterabtei nahm er Wohnung und schloß sich gänzlich ab. Er sah Niemanden mehr als seine Frau und seine Kinder; ähnlich wie einst Kaiser Rudolph der Zweite vergrub er sich in seine Bücher — unter dem Eindruck, den eben das Leben auf empfindungsvolle Gemüther so oft macht: Lieber nichts von dem Leben mehr zu erfahren, als sich fortwährend dem Eindruck des Unangenehmen und Herzzerstörenden von draußen ausgesetzt zu sehen.

Tilly aber zog die Einsetzung des neuen Regenten mit Absicht in die Länge, ähnlich wie so viele Kriegsleute wollte er erst das Land mit Scorpionszüchtigung erschrecken, um jeden möglichen Widerstand mürbe zu machen und dann als gnädiger Herr die Hand in Liebe auszustrecken, als ob man den Menschen nur insofern erfolgreich behandeln könnte, daß man ihn wie einen Hund tractirt, den man erst straft, um dann ihm lockend das Stück Brot zu reichen .... Erst am 17. März 1627 war die Angelegenheit des armen Landes unter dem Spiel vielseitiger Intriguen so weit gediehen, daß die Abdankung Moritzens und Einsetzung des neuen Regenten im goldenen Saal des Schlosses zu Cassel vor sich gehen konnte. Günther führte den Vorsitz und hielt den Abdankungsvortrag, — Moritz natürlich fehlte. Der Hofmarschall Hippolyt van Castiglione, der Oberst Curt von Uffeln und Jacob Hille, der Amtmann vom Ludwigsstein und Dr. Laurentius Lauk waren seine Beiständе. Anwesend waren der künftige Regent Landgraf Wilhelm V., die Prinzen der zweiten Gemahlin Juliane, ein ständischer Ausschuß mit den drei Adligen an der Spitze, das geistliche Consistorium, das Rittercollegium, die Kriegsoffizianten nebst anderen Renten- und Amtsbehörden. General Tilly, eigentlich beauftragter

kaiserlicher Commissar — fehlte ebenfalls. Seine Wuth war zu groß und sein Aerger gegen das arme Land war von den schlimmsten Anzeichen; er hatte einen andern Kriegsobersten, den Colalto, geschickt, der sich während der ganzen Verhandlung den Bart drehte und später des armen Landes grausamer Henker wurde.

Und wem verdankte eigentlich das Haus Hessen-Cassel die Erhaltung seines meisten Besitzstandes? Seiner feindlichen, aber verwandten Nebenlinie Darmstadt, die bei Hof in Wien gut angesehen, um keinen Preis seinen ihm vielleicht einmal künftig zufallenden Besitz an das fremde Geschlecht eines kaiserlichen Kriegsobersten übergehen lassen wollte. Georg III., Sohn des Vetters in Darmstadt, Ludwigs V., welcher Letztere schon 1626 starb, im Verein mit dem verschwägerten Hause Sachsen brachte das zu Stande; aber verloren ging für Hessen-Cassel doch der ganze Antheil an der Marburger Erbschaft, ganz Oberhessen und die Grafschaft Katzenellenbogen, welche Darmstadt als Entschädigungsquote für seine Dienste in Anspruch nahm und erhielt.

## Zweites Kapitel.

### Wittenberger Poeterey.

In der Universitätsstadt Wittenberg saß der gelehrte und gar berühmte Professor der Dichtkunst und Beredsamkeit August Büchner in seinem Studirzimmer. Die lateinischen und griechischen Folianten mit sammt dem vielfältigen Gelehrsamkeitskram seiner Zeit verdunkelten fast das Zimmer, das obenein von den kleinen runden Bleischeiben des ehemaligen Augustinerklosters wenig genug erhellt war. Seine Haushälterin brachte ihm eben den Ausgeherock wohlgebürstet und wohlberäuchert von wegen der bösen Pest herein, die auch hier in diesem Jahre ihren Umgang gehalten hatte. Sie stellte die Quastenschuhe vor den Stuhl und trat dann zu ihm, ihm meldend: zwei Fremde harrten drunten, die den Herrn Professor zu sprechen wünschten. Da warf er rasch den Schlafrock aus, fuhr in Rock und Schuhe und empfing den Besuch.

Der junge Ritter, der in modischer Tracht und lächelnder Miene, an seiner Seite ein hohes überaus schönes jugendliches Weibsbild führend, hereintrat, begrüßte ihn mit herzlichen Worten; allein der blöde Gelehrte, ohnehin geblendet durch das matte Licht seines Studirzimmers, stotterte schon Entschuldigungen, daß die Fremden, wie das wohl öfter vorkam, augenscheinlich fehlgegangen und daß er seines Amtes kein Geistlicher sei: als ihm wie im Traum einfiel, daß er seinen ehemaligen Zögling und Lieblingsschüler, den Junker Rudolph Brandt

von Lindau vor sich sah. Er ließ staunend den Blick von jenem auf die Dame gleiten, indeß Rudolph diese ihm als seine gelehrte liebe Frau Jakobe vorstellte. Nun bat er Beide Platz bei ihm zu nehmen. Der Professor wußte gar wohl, daß Rudolph sein Domizil in Cassel genommen und fragte angelegentlich nach den dortigen Zuständen, nach den Bekannten seines Standes in Marburg, wo denn Rudolph berichtete, was wir aus dem Lauf der Erzählung wissen. Er sprach ächt calvinisch und feurig, denn er kannte den Professor von früher selbst der mittleren Richtung der Versöhnlichkeit zugeneigt; allein er mußte auch hier den traurigen Umsatz der Verhältnisse erfahren. Wenn mit dem Wandel der Zeit in der Gesellschaft Zustände sich entwickeln, die die Gemüther der Menschen aufregen, kann man niemals vorher wissen, welcher Entscheidung das einzelne Individuum anheimfällt. So scheidet oft die Parteienbildung schneidend, was früher ein Herz und eine Seele war. Der Professor war gut lutherisch und stand auf Seiten des Kaisers, er schüttelte wiederholt bei den feurigen Ausrufungen Rudolphs mit dem Kopfe und erwiderte mehrmals mit dem Hinweisen auf das Elend, daß doch der Landgraf Moritz schließlich für sich und andere angerichtet.

„Aber ists hier in Sachsen besser?“ rief Rudolph, „der Verfall des Wohlstandes blickt mir aus jedem Hause Wittenbergs entgegen, von den Landstrecken Sachsens zu geschweigen, die ich von Cassel her durchreist bin . . .“

„Ja seht Ihr“, erwiderte der Professor, „Ihr kamt durch den ganzen Theil, den der tolle Mannsfeld ruinirt hat — dieser Abenteurer! Wir haben mit den Glocken geläutet und in feierlichem Umgang das Lob Gottes angestimmt, als die Kunde von seiner Niederlage bei Dessau ankam; denn denkt doch, wie nahe er uns war und in welcher Gefahr wir waren, wenn er siegte! . . .“

„Und wir haben um seinen Sieg gefleht, wir hätten in Sack und Asche Buße thun mögen, als wir von seiner Niederlage erfuhren.“

„Junker für diesen Räuber!“ rief der Professor vorwurfsvoll und rang die Hände, „Ihr der Ihr einst die treffliche Dissertatio über die Kriegsheere geschrieben?“

„Um sie zu vernichten, müssen wir eben Krieg führen,“ — versetzte Rudolph.

„Nun, danken wir Gott, daß der Mannsfeld vernichtet; denn einer ist wie der andere; — daß er nach Schlesien und Ungarn entwichen, er hätte sonst ja auch Euer Wiesenburg versengt und verbrennt!“

„Ich hätte es drein gegeben für seinen Sieg,“ rief Rudolph lebhaft; allein er brach ab, denn er sah, wie er seinen geachteten und geliebten Professor in Schrecken setzte. „Sagt“, fuhr er in der Wendung fort, „wart Ihr nicht zu Besuch in Wiesenburg? Wie gehts meinem Bruder?“

Der Gelehrte schüttelte den Kopf, zum Zeichen, daß er nichts wußte und daß Wolff Dietrich wohl gar wenig nach seinem Hofmeister fragte, der ihm einst das ABC eingedrillt hatte.

„Ha, damals,“ rief Rudolph in Erinnerung versunken, „das waren andere glücklichere Zeiten!“

„Ja,“ fiel der Gelehrte ein, „der selige Benno, der Reiche, Euer Vater, war ein herrlicher Mann, gelehrt und fein, machte ein vornehmes Haus, und wie würdig trat er auf in seinem Schalten und Walten! O, schön war es in den herrlichen Waldungen, bei den fröhlichen Mahlen, oder wenn ich am Kaminfeuer die neuesten Werke der fruchtbringenden Gesellschaft vorlas! . . . . Die hochedle Wittib auf Mahlsdorf schreibt noch öfter an mich, sie ist gottergeben in ihr Schicksal.“

„Es ist doch nichts passirt?“ fragte Rudulph rasch.

„Nein, ich meine nur die schlechte Zeit, denn auch sie klagt über Noth; schickt mir aber alljährlich noch die Krammetsvögel und im November die Martinsgans.“

„Hatte sie denn schon von Feinden zu leiden?“

„Nichts als einige Lieferungen wurden ihr auferlegt von den Kaiserlichen, als sie in Dessau hausten; aber bei der Unruhe mit dem Mannsfeld war sie mit ihren Töchtern hierher geflohen und wohnte bei uns. Mich dünkt, Junker“, sagte der Professor nachdenklich, „ich hörte von ihnen, Ihr hättet Euer Erbtheil an Wolff Dietrich gänzlich cediret.“

„Nein,“ sagte der Junker, „ich habe nur meinen Antheil an ihn verpachtet, außer der Heide; Ihr seht, daß das nicht wahr ist, denn ich will mich ja dort niederlassen, seit dem in Cassel alles so quer gegangen — und ich will all die Welthändel vergessen.“

„Da thut Ihr wohl!“ fiel der Professor salbungsvoll ein, „und da seht Ihr, wie Ihr Gott danken könnt, daß er in diesen schweren Zeiten seine Hand des Friedens über Wiesenburg gehalten hat.“

„Meinetwegen, wills selbst dem durchlauchtigen Kurfürsten Hans George danken, wenn's einmal so sein soll!“ scherzte Rudolph in seiner pessimistischen Weise. „Der Lauf der Welt geht einen unerforschlichen Gang, das macht, weil der Kluge niemals den Faktor der Dummheit und Schlechtigkeit dieser Welt in gehörige Rechnung zu ziehen weiß. Dieser Faktor kann niemals groß genug angenommen werden, das sehe ich wohl. Nun, es sei, wie's will, ich will nicht mehr daran denken. Ich will meinen Kohl pflanzen, meinen Wald besehen, meine Hirsche schießen und meine Bauern controliren, kurz, ich werde leben, wie ein normaler Edelmann, denn wie es scheint, zu anderen Dingen sind wir nicht geboren.“

„Junker“, besänftigte der Professor, „Ihr könnt Euch ferner mit den schönen Künsten beschäftigen und die herrlichen Alten lesen. Ihr könnt Euch freuen, wie auch die Neueren ihnen herrlich nachstreben. Da seht, Junker, kennt Ihr das hochwichtige neueste Werk von Dr. Mar-

tin Opitzen: Prosodia Germanica oder das Buch von der deutschen Poeterey?"

„Nein, ich kenne nur einige Verse von ihm."

„O, und was für Verse! das gleitet alles wie eine weiche Welle dahin! Er ist mit Recht der vom Kaiser mit dem Lorbeer gekrönte Dichter — und denkt Euch, wie gern der herrliche Mann die stillen Verdienste Anderer anerkennt: in der Vorrede dieses Buchs nennt er mich „den Vater der schönen, färtigen Dattelnart"*), weil ich zuerst das Versmaß der Alten nachgeahmt habe."

Der Professor hielt ihm diesen Ausspruch vor, der den Gelehrten so glücklich machte und erging sich in Lobeserhebungen jener abgeschmackten Gedichte des Poeten, der nur sich dadurch auszeichnete, daß er zufällig anfing, Hebung und Senkung in den deutschen Vers zu bringen, statt dessen man früher blos die Silben zählte. Rudolph kannte die ganze Nüchternheit der Kunst des gekrönten Dichters und sagte kein Wort.

„Und hier", fuhr der Professor fort, „einige fürtreffliche deutschen Tragödien und Comödien, kennt Ihr diese nicht, und seid ein Meister des Bühnenspiels in Cassel gewesen?"

„Ich kenne bessere —" erwiderte Rudolph.

„O, eine dieser Comödien ist unübertrefflich", rief Büchner, „nehmt sie mit und les't sie. Es ist ein ergötzlicher Streich, wie einige Handwerker, Peter, Squenz, Schnock, Zettel und Schnauz das Trauerspiel Pyramus und Thisbe spielen wollen. . . ."

„O," fiel Jakobe ein, „das ist ja aus des göttlichen Shakespeare Midsummer Night's Dream!"**)

„Ja", rief Rudolph zu Jakoben gewandt, „dieser gute Deutsche hat irgend Etwas von diesem Stück gehört, ich weiß es, gelesen oder einmal gesehen kann er's

*) Dactylenform.
**) Sommernachtstraum.

nicht haben, dann hätte er mehr abgeschrieben. Allein seine Eselsnatur glaubte das besser machen zu können. Wenn der große William noch lebte und dies erführe, er würde diesen Schriftsteller in einer neuen Rolle des Zettel verewigt haben."

So hat es unser „Vater der Tragödie", der edle Gryph gemacht. Seine Schulmeisterweisheit hatte Kühnheit genug, dies Thema in seiner groben Weise zu bearbeiten, die dem Ya des Esels nur allzu ähnlich sieht.

„Wenn die Nachwelt einmal die Cultur unserer Zeit nach diesem Maßstab mißt, wie kläglich wird das Urtheil über Deutschland lauten!" sagte Rudolph zu Jakoben und zeigte auf das Buch.

Der Professor aber stand bei dieser Zwischenrede, wie vor einer fremden Sprache. Er war in seinem Leben viel zu tief in die Lateiner und Griechen vergraben gewesen, um aus seiner Grube noch frei um sich blicken zu können.

„Ah, ich höre, Ihr sprecht von dem Engländer . . ." Er zögerte, denn er fand den Namen nicht gleich. „Soll eitel ungewaschenes Zeug sein, schreibt mir mein herrlicher Freund Martin Opitz — nichts gegen die Alten — von uns zu geschweigen."

Rudolph rüstete sich zum Abschied; er wollte nicht verletzen, darum sagte er nichts mehr. Ihm war, als sähe er ins Angesicht der ganzen deutschen Nation, und der Anblick war trostlos genug.

„Wollt Ihr die Bücher mitnehmen und mir säuberlich wieder zustellen?" fragte der zuthuliche Professor nochmals.

„Ich danke", erwiderte Rudolph, „ich will diese Kunst vergessen!"

„O, Ihr werdet doch nicht?" mahnte der harmlose Gelehrte. „Besucht mich, Junker, wenn Ihr wieder mit den Musen verkehren wollt!"

Als er mit Jakoben auf den Klosterhof gelangt war, stand er still. „O Jakobe," rief er aufgeregt, „was ist

das Alles? Wandelt sich die Zeit, wandeln sich die Menschen, wenn sie andere Luft athmen und andere Speise zu sich nehmen? — Wie ehrfurchtsvoll blickte ich einst zu diesem Manne auf; er war der Abgott meiner Jugend! Und heute finde ich ihn wieder als ächten deutschen Pfahlbürger, untergeduckt unter die Flügel der Macht und ihr Lob anstimmend. Und nun gar diese Schwärmerei für den schlesischen Phrasendrechsler, der ihn bei seiner Dactylen-Eitelkeit gefaßt — o, warum bin ich nicht so dumm, all das Zeug eben so schön zu finden?"

„Sprich nicht so laut, Rudolph", begütigte Jakobe, „man muß die Menschen nehmen wie sie sind."

„Aber so kann ich sie nicht brauchen!" rief Rudolph entschieden, „so sind sie für mich nichts. — Ach, ich wollte die alten Anknüpfungspunkte meiner Universitätszeit wieder aufsuchen, um hier eines geistigen Verkehrs zu pflegen als Wechsel im ewigen Einerlei des Landlebens. Doch dieser Wechsel wäre schlimmer als die Einsamkeit eines Gefängnisses. Schon der erste Gang hat mich enttäuscht, denn von ihm hoffte ich noch das Meiste. Was soll ich von diesen lutherischen Theologen und den Juristen erwarten? Komm laß uns fort, ich will Niemand mehr sehen, fort nach Wiesenburg." Rudolph sprach das Letzte wie im tiefen Schmerz und Jakobe sah zum ersten Male den Zug des Ueberdrusses in dem so jugendlichen und energischen Gesicht.

„Nach Wiesenburg!" hatte Jakobe wiederholt. „Und dort Dein Bruder, dem ich nimmer traue! — Ihr Beide auf Einem Schloßhof . ."

„Kind", erwiederte Rudolph; „beruhige Dich, Du bist bei mir und ich schütze Dich. Du kannst den Eindruck jener trüben Tage nicht verwinden, in denen ich Dich dort allein lassen mußte. Betreffs des Schloßhofs weißt Du ja, daß mir die Hälfte zum unumstößlichen Rechte gehört. Wollen wir den Wolff Dietrich nicht sehn, oder er uns nicht, so habe ich ausdrücklich im

Erbvergleich befürwortet, daß wir über den Hof eine hohe Scheidewand ziehen . . Und das ist ja Alles nur einstweilig; ich fange sogleich an, mir ein neues Haus zu bauen, womöglich auf meiner Forst im Setzsteig, tief in der Einsamkeit des Buchenwalds."

„Rudolph", sagte Jakobe, „Du weißt, wie zärtlich und übermächtig ich Dich liebe. Hätte aber nicht mein Pflegevater mir zwingend geboten, daß ich Dir in dies graue Land folgen sollte, ich hätte Dich nimmer hieher ziehen lassen."

„Hat er sich noch bei Dir sehen lassen, eh wir abreisten?" fragte Rudolph.

„Ja, Rudolph, und er war düster und gewaltig; er bestürmte mich, Dir zu folgen und deshalb that ich's, denn Er ist oft grauenhaft des Zukünftigen mächtig. Nun, so hab ich mich darein ergeben, allein Dich bitte ich: sei klug und vorsichtig gegen Deinen Bruder, sei mild und ruhig. Es wäre gut, wir blieben noch einige Tage hier, denn die Aufregung der schlimmen Tage von Kassel steckt immer noch in Deinen Gliedern. Dann wollen wir zusehen, wie Du Dich im neuen Vergleich gänzlich von Wolff Dietrich trennst; denn das will ich, Rudolph!"

„Das Letztere will ich auch, meine Liebe, denn mich wurmen immer noch die falschen Gulden. Allein hier laß uns nicht länger bleiben, erst nach Wiesenburg und dann des Weiteren."

Und Rudolph blieb nicht, er setzte seinen Wagen in Bewegung und bald fuhr er seiner Heimath zu.

# Drittes Kapitel.

## Ein kaiserliches Streifcorps.

Der Weg von Wittenberg nach Wiesenburg führt durch ein Hügelland, das von der Natur in seltsamer Weise stiefmütterlich bedacht ist. Meistens sind die krausen Erhebungen nackter Sand und starren kahl in die blaue Luft, die Nordabhänge derselben nur haben besseren Boden; sie sind mit Kiefern bewachsen; der Boden der Sättel und der Plateaus ist bunt wechselnd vom Sand zum Moor, vom Kies zum fetten Lehmstrich. Die Bevölkerung liegt meilenweit in kleinen Dörfern auseinander. Die Krüppelfuhre im nackten Sand, im ewigen Kampf mit dem Biß der Schafe, der ihre jungen Triebe benagt, kriecht im Wachsthum zusammen und kauert in sich, wie das hoffnungslose Unglück. Die knorrige Birke hie und da, mit ihrem hangenden Haar im Winde wehend, klagt wie die einsame Verlassene, die dunklen Kieferngruppen an den nackten Hügeln, das braune Haidekraut an den Hängen — — Alles das macht einen unbeschreiblich ernsten Eindruck.

Man schreibt den Mangel an Gesangslust des Norddeutschen der Ebene und deren Schallmangel zu, — oft liegen die Dörfer hier eingekeilt in der Thalschlucht wie irgend ein Dorf Mitteldeutschlands, — aber der Gesang fehlt. Die Sprache ist kurz und scharf. — Der Kampf um die Existenz ist einmal hier härter; dem mageren Boden etwas abzuringen, das fordert die un=

getheilte und immer wachsame Kraft, Zähigkeit und Geschicklichkeit heraus, anders wirft der Widerstand der Natur alles über den Haufen, was leichtlebig und sorglos in diesen Regionen sich zu ernähren wagte. Nur zähes Material ist hier übrig geblieben und bleibt nur übrig, das seine Zeit zu ernsteren Dingen anwendet, als zum Singen und Jubeln. Deshalb sind die Bewohner ernst, wie die Kiefernwälder, materialistisch und rechnend zum Erschrecken, ihre Kleidung leidet die bunten Farben nicht und die süddeutsche Freude am Behagen würde hier Verwegenheit, wäre ein Versuchen der Götter. Dennoch gestehen wir persönlich, die wir aus solcher Gegend stammen und dort unsere Kindheit erlebten: es liegt ein unbeschreiblich hold melancholischer Hauch über diesen Landschaften, ein eignes Heimweh beschleicht uns beim Anblick der kieferngefleckten Hügel, wenn die Sonne scheint und das mattblaue Düster eintönig und einsam darüber schwebt. . . . .

Auch Rudolph schaute mit diesen Gedanken vom Wagen in die heimische Landschaft, sein Auge strahlte fast glücklich, er fühlte sich wie der Vogel, der vom langen Wanderzuge heimkehrt. Er baute Pläne und träumte vom Stillleben, fern vom Geräusch der Welt. Frohlockend schaute er auf die Dörfer, die noch unversehrt vom Kriege standen, — vielleicht ihrer Entfernung und ihrer geringen Beuteaussicht wegen vom Feinde verschont waren. Er fand sich sogar leidlich darin und nahm es als ein Glück in all dem Unglück hin, daß dies eine Folge der Friedenspolitik des Hauses Sachsen war. — Jacobe, die als echtes Weib mit ihrem ganzen Sinnen und Trachten in der Seele ihres Mannes lebte, stimmte mit ein und fühlte sich selbst freier und glücklicher in der glücklichen Stimmung Rudolphs. Sie blickte trostvoller in die fremde Luft, in die fremde Umgebung, die in ihrer Erinnerung so schrecklich aussah.

So kamen sie nach Wiesenburg; der Thorwart, ein fremdes Gesicht, ließ sie nach einigen Fragen und Be-

denken auf den Schloßhof; aber Niemand empfing sie. Sie stiegen ab vor dem Rudolph gehörigen Flügel und fanden ihn verschlossen. Frisch, sah er, war ein Spahn von einer Handbreit aus dem Holz der eichenen Thürzarge gehauen. Die Leute des Hofs bis zu den Dienern herab, besahen die Gäste mit befremdlichen Gesichtern. Vor'm Cavaliergebäude links, nah am Thor, lag ein bewehrter Trupp und sonnte sich sorglos; es war die Salvaguardia, von Wittenberg her verschrieben, deren jeder adlige Hof sich in den unruhigen Zeitläuften zugelegt hatte, um den Streifcorps und Kriegsstrolchen Respekt einzuflößen.

Auf Rudolphs Frage, ob der Junker Wolff Dietrich zu Hause? bekam er die Antwort: er werde wohl im Felde oder im Walde sein, da er sich doch sonst würde blicken lassen. Endlich ward ein Bote gefunden, der zu Wolff Dietrichs Wohnung schritt, um die Schlüssel zu fordern. Er blieb lange aus. Statt seiner kam die Wirthschafterin geschlurrt mit einer Empfehlung vom gnädigen Herrn und sie sei beauftragt, die Thür zu öffnen, wenn der Herr Junker Rudolph als Gast darin aufgenommen zu werden wünsche.

„Als Gast?“ dehnte Rudolph diesem betonten Worte nach. Er wollte zu Wolff Dietrich hinüberspringen und ihn zur Rede stellen, allein er dachte an seine Frau, ließ aufschließen und ihre nothwendigsten Sachen abtragen; dann eilte er in raschem Schritte zu seinem liebenswürdigen Bruder.

Dieser empfing ihn auf einem Ruhebett liegend; sein Gesicht zwang sich zum Lächeln, aber unwillkürlich fühlte Rudolph die befremdliche Bedeutung desselben in seinem Geiste. Auf dem großen eichenen Tisch lagen verschiedene Dokumente mit großen Siegeln.

„Verzeihet Bruder“, begann Wolff Dietrich, „daß ich Euch nicht empfangen konnte; ich bin krank. Und die Zeiten sind jämmerlich schlecht, kann mir keinen Amtshauptmann oder Haushofmeister halten, der mich in sol-

chem Fall als Wirth vertritt.“ Er betonte wieder das Wort Wirth.

„Das hattest Du nicht nöthig, Bruder; was sind das für Worte: Wirth? Gast? — Ich bin in meinem Eigenen und bin somit Beides selber.“

„So —!“ dehnte Wolff Dietrich lang; absichtlich Verwunderung heuchelnd. „Habt Ihr den Spahn nicht gesehen, der drüben am Hausthor ausgehauen? Der rührt von der gesetzlich vollzogenen Lehensübergabe her. — Ich bin seit vierzehn Tagen hier allein Herr, — schade, daß Du nicht um so viel früher kamst, um derselben beizuwohnen.“

Rudolph trat zwei Schritte zurück: Gluth und Kälte rieselten ihm durch die Glieder. „Bist Du bei Sinnen?“ konnte er nur rufen.

„Ruhig Bruder, die Sache fordert einige Ueberlegung. Sieh Dir gefälligst alles das an, was da auf dem Tische liegt.“ — Er richtete sich auf und zeigte auf den Tisch. „Hier — richtige dreimalige Verweigerung der Lehnpferdsgelder von Deiner Seite und erfolglose Exekution.“

„Verweigerung? — Du hast sie eingefädelt, Elender. Du hattest zu zahlen, was vom Gute verlangt wird und mir in Abrechnung zu stellen, dafür bist Du mein Pächter.“

„Wo Du in offener Rede vor der Standschaft die Abgabe verweigert hast — und auch Deinem Pächter keinen widerrufenden Auftrag gegeben: — da soll sich Dein Pächter der Bezahlung unterfangen?“ höhnte Wolff Dietrich mit der Ruhe der wohlstudirten Absicht.

„Dann mußte doch einmal die Auspfändungsnachricht nach Cassel an mich kommen! Es ist Infamie, es ist hinterlistige Gewaltthat!“

Wolff Dietrich zuckte die Achseln. „Sieh's an, wie Du willst, ich kann nichts dafür. Es ist eben Alles von oben gekommen ohne mein Zuthun. Hier sieh fer-

ner“, und er reckte sich wieder nach dem Tisch und schob Rudolph eins der Aktenstücke hin: „Urtelsspruch der höchsten Lehnsgerichtskammer zu Dresden, nach verweigertem Lehnseid — denn Du hast ihn heut noch nicht geleistet — nach Uebertritt zur calvinischen Lehre, nach Einverständniß mit dem Verräther Mannsfeld, nach Mißheirath mit der Tochter eines Juden und gerichtlich bewiesenen Falschmünzers — seines Lehns verlustig erklärt und hier — seinem Bruder Wolff Dietrich als nächstem Rechtsnachfolger zur Diensthand übergeben nach wahrlich hoher Abschätzung von 20,000 Gulden, die Du in Empfang nehmen kannst, — dort stehen sie! — Hier ist endlich das Uebergabeprotokoll vom Tage Aegidi dieses Jahres . . . .“

„Null und nichtig Alles miteinander! Schändliche Intrigue von Dir und dem Hoe. Ich werde Dich bei Gericht verklagen, wenn Du es nicht freiwillig zurücknimmst, denn Alles beruht nur auf einigen Formfehlern, die ich nicht einmal verschuldet . . .“

„Ich zurücknehmen? Ich kann nichts zurücknehmen, der Kurfürst selbst hat verfügt.“

„Aber Ihr habt's dahinaus gedreht, habt ihn mit Lug und Trug dazu gebracht! O“, seufzte Rudolph, „daß mein Beschützer und Freund in solche Noth gekommen; aber er soll schon der Jacobe willen dem Kurfürsten dies Lügengewebe enthüllen . . .“

„Beruhige Dich doch, Bruder“, fiel Wolff Dietrich ihm wieder in die Rede. „Sieh nur die Taxe an, wie alles gerecht zugegangen; 20,000 Silbergulden muß ich Dir heraus bezahlen, so viel Geld in dieser Zeit, wo nichts mehr seinen Werth hat! — Sieh hier, wie schön sie klingen und glänzen!“ Er nahm einen der Geldsäcke, die er ebenfalls auf dem Tisch aufgestapelt hatte, — ein Zeichen, wie schön und geschwind er alles für Rudolphs Empfang vorbereitet. Er schüttete denselben halb aus auf den Tisch, daß die Stücke umherrollten.

Allein Rudolphs Auge war durch die früheren Er-

fahrung geübt genug, er sah auf den ersten Blick den röthlichen Schein, den ihm, zur unauslöschlichen Erinnerung, der Hofjude zu Cassel gezeigt. Der Gedanke, daß ihn Wolff Dietrich auch noch einmal dieselbe Falle stellen wollte und ihn für so beschränkt hielt, daß er dies nicht merken sollte, empörte seine ganze Seele.

„Elender Falschmünzer", rief er, „denkst Du ein Kind vor Dir zu haben, weil meine Gerechtigkeitsliebe einst Dich und Deine Brüder nicht enterbte, wie es das Testament meines Vaters verlangte? Ha, ich ahne, er hat nicht gewußt, daß in seinem Geschlecht auch ein Dämon steckt, der zuweilen wiedergeboren wird, wie in Dir und Deinem Oheim Wolfhart — und dem es gut ist, die irdische Macht bei Zeiten zu nehmen! Ins Gesicht will ich Dir Deine Teufels-Gulden werfen . . ."

„Still, schimpfe nicht auf des Fürsten Bildniß! Sie gelten hier zu Lande! . ."

„Ja, für den Betrüger, der sie zum Betruge braucht!" Er griff nach den Akten.

„Hier zerreiße ich Deine Wische und erkläre sie für null und nichtig." Er warf zornig die Stücke auf die Erde; das wurde dem Wolff Dietrich doch zu ernst; er sprang auf, wollte seine Dokumente in Sicherheit bringen, und dem Rudolph wehren.

„Schurke", rief Rudolph in kochender Wuth, als er mit Wolff Dietrich um die Papiere rang, „zieh den Degen, oder ich ersteche Dich, denn Du bist nicht von meinem Blut! Weiß Gott, welche schwarzen Gedanken das Gehirn meines Vaters durchirrten, als er Dich zeugte oder in welches Scheusal sich Deine Mutter versehen, als sie Dich unterm Herzen trug! Zieh den Degen, sag' ich! Einer von uns soll auf dieser Stelle bleiben . . ."

Da trat Jakobe ein und fiel ihrem Gemahl in den Arm, der den Degen gezückt hielt, während Wolff Dietrich zum Fenster sprang um die Salvaguardia zu seiner Hilfe zu rufen.

Allein draußen auf dem Hofe entwickelte sich so eben ein merkwürdiges Geräusch, lautes Schreien vernahm man vom Wirthschaftshofe und aus dem Dorfe. Schüsse fielen und seine Salvaguardia sah Wolff Dietrich eben im Handgemenge mit kaiserlichen Rothmänteln.

„Herr, was ist das! Wehrt Euch, wehrt Euch!“ rief er zum aufgerissenen Fenster hinaus. Doch schon sah er seine funfzehn Mann von der Uebermacht überwunden. Einige wurden geknebelt, Andere entflohen. Der Schloßhof füllte sich zusehends mit Soldaten, Troßbuben und Dienern, wie eben die damaligen Heere zum richtigen Kehraus als endlosen Schweif ihr Gesindel hinter sich her ziehen hatten. Katzengleich fiel schon Alles über die Reisewagen Rudolphs her und — vor den Anwesenden im Zimmer stand ein Wallensteinscher Offizier, ein gelbes dunkles Kroatengesicht, mit weitgeschlitztem Mund und funkelnden Augen, aus denen genug des Kannibalismus und des Vandalenthums der Menschheit herausleuchtete.

Rudolph stand mit entblößtem Degen, Jakobe hatte sich zu ihm geflüchtet.

„Bindet sie,“ rief der Offizier zu seinem scheußlichen Gefolge. Rudolph erwartete den ersten Angriff, fest entschlossen, sein Leben theuer zu verkaufen und seine Frau zu schützen. Wolff Dietrich lief in die Ecke und rang verzweifelt die Hände. Alles war ein Nu des Augenblicks.

Da stürzte ein Frauenzimmer herein, in der Flittertracht des bunt durcheinander geraubten Gutes. Sie sah sich um und erkannte Jakoben.

„Halt, Wiesmann, laß mich!“ sagte sie und faßte den Arm des Offiziers, „ich kenne hier Alles. Den greift! — „und sie zeigte auf Wolff Dietrich, — „dessentwillen kamen wir her.“

„Hoho!“ lachte der Offizier, „denkst Du, ich kenne ihn nicht? Habe ihn zwar nur einmal vom Thurm droben gesehen, als er als Page hier ankam; aber er

ists, der die Wolfshunde auf mich hetzte, dessen Vogt ich erschoß, um seiner Hetze zu entfliehen. Bindet ihn!" herrschte er seinen Leuten zu.

Indem er noch den befriedigten Blick auf den sich umsonst weigernden Wolff Dietrich haften ließ, zog die Kriegerfrau den Offizier an den Arm zu Jakoben.

„Diese Dame ist meine Erretterin, Wiesmann, sonst wär ich nicht Deine Frau" — und sie strich ihm die Wange. „Laß sie Lösegeld zahlen und dann ungefährdet davon kommen. — Den Junker an ihrer Seite kenne ich nicht, thut mit ihm was ihr wollt."

Da trat der Offizier einen Schritt zurück. „Ha!" rief er, „bist Du nicht der Junker, der mir im Thurm erschien?"

„Ich weiß es nicht," erwiederte Rudolph.

„Du bist es, Mann, vor Dir hab ich gekniet, denn Du erlöstest mich aus dem Kerker, in den mich jener Wicht wieder einfangen wollte. Laßt ihn!" rief er seinen Leuten zu, die eben schon hinter ihm auf der Lauer standen, um ihn zu ergreifen. „Euer Dienst, Junker, ist eines gleichen werth, denn ich wäre ohne Euch gehängt worden. Ihr seid frei mit Eurer Jungfer, und könnt gehen, wo Ihr wollt."

Und er wandte sich und trat zum Tisch, während Rose — denn sie war es — vor dem geknebelten Wolff Dietrich stand und funkelnden Auges ihm ihre glühenden Rachegedanken entgegenschleuderte. Der Offizier aber rief:

„Ha, überraschen wir den Juden beim Goldzählen? Das ist ein Fund, sind viele Tausend Gulden! Hier, hier!" rief er einigen seiner Leute; „bringt das in Sicherheit." Indessen hielt er doch einige der Gulden ans Licht. „Pfui Teufel von Schalk, will diese Waldratte einen Soldaten betrügen? Sollen wir Kupfer wegschleppen und er sich mit seinem geretteten Silber ins Fäustchen lachen? Wart, Elender, das hast Du absichtlich uns vorgekramt, um uns zu täuschen; wo hast

Du Dein richtiges Silber?" Also stand er vor dem gefesselten Wolff Dietrich.

„Wir haben hier kein anderes; nehmts und laßt mich los!" ächzte derselbe.

„Durchsucht das Haus", commandirte der Anführer, „und wehe Deinen Knochen, wenn wir doch besseres finden!"

Damit war die Losung zur Plünderung gegeben und mit der Schnelligkeit unheimlichen Rattenvolks vertheilte sich Alles und die zerstörende Geschäftigkeit begann im ganzen Schloß. Man wundert sich schon bei Kindern, wie rasch und erfinderisch sie das festeste Spielzeug zerbrechen; der Mensch, der die Achtung vor der Erhaltung der Dinge erst aus den Augen gesetzt hat, ist ein grausenhaftes Genie im Zerstören, er ist eben so schrecklich, wie sein würdiger Cumpan, das Feuer, das ihm schließlich fast allemal zu Hilfe kommt, wenn er sein Theil gethan hat. Ein Rumoren und Poltern ging durch alle Räume, es klopfte an allen Wänden, die Fächer fielen ein, die Steine, die Dielen wurden aufgebrochen, wo es hohl klang, ja im Park und Garten wurde jede anscheinend frische Stelle umwühlt nach verborgenen Schätzen. Die Weiber und Buben fielen über die Wirthschaftsvorräthe an Fleisch, Schinken, Eiern und Gemüse her, schleppten davon fort zum Vorrath, warfen den Hunden vor und was sie nicht brauchten, verdarben sie.

Grauenvoll drang aus den Wirthschaftsgemächern das Geschrei der eingeschlossenen Mägde und Weibsleute, denn die unbeweibten Kriegsknechte versuchten ihr Werk mit rohen Späßen und Liebkosungen, und die Androhung von Gewalt vermehrte nur zu sehr ihr Entsetzen.

Wie im Schloß, so sah es im Wirthschaftshofe aus; die Feuer loderten dicht neben Strohabfällen, und die Keulen der geschlachteten Rinder hingen an den Spießen. Vom Dorf her tönte derselbe Tumult, der Schulze ward

gebunden durchs Dorf geführt, weiß Gott was man von ihm wollte. Ein Söldner schlug ihn vor den Kopf, daß er niederfiel, wie ein Ochs. Die Frauen jammerten und gaben Alles her. Viele entflohen in den Wald, verfolgt von Schüssen, wie man sie wilden Thieren nachsendet.

Doch sehen wir uns nach dem Schicksal Rudolphs und Jakobens um. Da des Anführers Eheliebste, die Jungfer Rose, die als Staatsdame in einer Karosse dem Zug des Fähnleins nachfuhr und alle Ehrenbezeugungen einer Offiziersfrau genoß, sich für Beide verwandt hatte, so standen diese unbelästigt Arm in Arm, stumm zusehend, wie Wolff Dietrich überwältigt und von dem Offizier auf das roheste examinirt wurde. Da kam Rose wieder herein, faßte Jakoben an die Hand und winkte. Vor der Thür stand einer der drei Wagen, mit denen Rudolph gekommen war. Die Gespannpferde hatte der Kutscher noch nicht aussträngen können, da die Fuhrleute eben noch über den Stall parlamentirten, als die kaiserlichen Soldaten einbrachen. Rose forderte sie auf einzusteigen, sie selbst setzte sich mit in den Wagen und warf dem wachthabenden Waibel nur ein einziges „Befehl des Hauptmanns“ entgegen, worauf der Wagen das Thor passirte. Der Kutscher hieb auf die Pferde und der Wagen rasselte über den gepflasterten Fahrdamm zum Dorfe hinaus.

„Wohin?“ fragte Rose.

„Nach Wittenberg denk ich.“

„Gut, wir ziehen auf Brandenburg, hierher ist keine Streifpart mehr. Ihr seid sicher.“

Jetzt waren sie aus dem Ort, der Wagen fuhr im Sand.

„Halt!“ rief die Regimentsfrau so gebieterisch und griff dem Kutscher in die Zügel über dessen Schulter weg, daß Jakobe vor Schrecken aufschrie.

„Ich muß absteigen, ängstigt Euch nicht, Jungfer!“ wandte sie sich zu Jakoben und lächelte ordentlich vor-

nehm. „Verzeiht mir den Schrecken, den wir Euch eingejagt.“

„O, es ist nichts, wir danken Euch für unsere Errettung.“

„Wir haben es auch nur auf Fourage und auf Wolff Dietrich abgesehen. Ihr wißts, Jungfer Jakobe, warum. Wer will eine Ohrfeige im Bett der Kurfürstin Hedwig vergessen? Das Regiment Holk brauchte dringend Atzung, Geld und Hafer und da wir's im Erzbisthum Magdeburg nicht mehr finden konnten, so nehmen wir's von den Grenzen.“

„Nehmt unsern Dank nochmals“, sagte Rudolph.

„O nichts!“ rief die Kriegerin, „nichts als Wiedervergelt für Euren Dienst, den Ihr uns Beiden einst geleistet. Fahrt ruhig und laßt's Euch wohl ergehen!“ rief sie ordentlich wehmüthig, — „besser als mir in dieser wilden Zeit!“

„Wollt Ihr nicht mit uns kommen?“ fragte Jakobe und sah das Mädchen an.

„Nein,“ erwiderte Jene bestimmt, „die Frau muß dem Manne folgen. Halt!“ rief sie, „Ihr habt kein Geld, hier ist meine Börse. Sie werden Euch wohl mehr genommen haben, als hier drin ist. Nehmts!“ sagte sie dringend und Jakobe mußte sie wohl nehmen, denn ihre ganze Baarschaft war bis auf weniges in ihren Koffern verpackt und wurde ein Raub der Söldner. „Eure Sachen will ich Euch retten und morgen nachschicken, so weit sie nicht geraubt und zerstrobelt sind.“

„Macht's mit dem Wolff Dietrich nicht zu hart“, bat Jakobe, „er ist meines Mannes Bruder. Gebt ihm eine Lehre für's Leben und laßt's damit abgethan sein!“

„Werden's schon abthun!“ winkte Jene lachend zum Abschied, während der Wagen sich nach Wittenberg in Bewegung setzte und sie zum Schlosse zurückkehrte.

Hier im Schlosse hatte man Alles gründlich durchsucht und doch bis auf einige echte Silbergulden und Spezies in Wolff Dietrichs Kasse nichts gefunden. Das schien dem Offizier ein Räthsel, das ihn durchaus nicht zufrieden stellte. Einmal kannte er den alten Reichthum des Brandt'schen Hauses; zum andern war ja in jedem unversehrten Bauernhofe mehr Silber zu finden, da die Furcht vorm falschen Gelde das gute sorgsam an sich hielt, und solches überdem zum Nothpfennig auf irgend eine erfinderische Weise verborgen gehalten wurde. So klug nämlich auch der Landmann und Städter auf ein unentdeckbares Eingraben und Verbergen spekulirte: noch viel besser waren die Schnapphähne auf die Erkundschaftung solcher Schlupfwinkel eingeübt, da sie fast täglich darin Erfahrungen machten, und die Erfolge ihrer Spürnasen haben in dieser Hinsicht manches gescheuten Mannes Gehirn in Erstaunen gesetzt. Hier nun schloß die Soldateska nach ihrer Weise, wo sie eine solche Masse falscher Gulden auf dem Tisch vorfand, die offenbar bei der ersten Kunde ihres Anrückens zum betrüglichen Auskauf hatten dienen sollen, daß da sich unzweifelhaft weit mehr und bessere Waare finden müßte; denn daß Wolff Dietrich all sein gutes Geld zum Ankauf der schlechten Gulden verwandt hatte, um Rudolph abzufinden, wußte sie nicht und hätte ihm auch Niemand geglaubt.

Und so stand der Offizier vor dem blassen und bleichen Junker, drohte, ihn mit dem blanken Säbel wie ein Thier zu erstechen und verlangte mit mörderlichem Fluchen und Wettern seine verborgenen Schätze.

Wolff Dietrich ächzte und rief den Himmel an und den Kurfürsten, der ihm Schutz zugesagt und der seine Peiniger schwer beim Kaiser verklagen werde.

„Ha Junkerlein!" lachte der Hauptmann, „warte bis ich Dich dazu kommen lasse," und in grausamer Ironie steckte er seinen Degen mit lautem Schalle in die Scheide

und rief: „Ein Stich wäre zu schade für den Feigling, der an den Himmel und den Kurfürsten denkt.“

Da trat Rose wieder ein: „Wiesmann“, rief sie, „siehst Du, dies ist der, den ich hasse! Sieh ihn Dir ordentlich an, sollte man diesem Armensündergesicht zutrauen, daß er Deiner Frau im schändlichen Uebermuth eine Ohrfeige gab? Hier, damit sind wir quitt!“ Und das Weib that denselben Streich zwei Mal auf sein Gesicht, wie er ihr einst gethan; dabei funkelte ihr Auge und ihr Blick sprühte Dolchblitze auf Wolff Dietrich, der wie Espenlaub vor diesem Weibe zitterte im Angedenken an die Beleidigungen, die er ihr einst zugefügt.

„Nun“, rief sie mit ihrem schmeichelnden, doch unbezwingliche Herrschaft ausübenden Tone, den Wolff Dietrich so wohl kannte: „Wiesmann, nun laßt ihn in den neuen spanischen Bock setzen, die Arme unter die Kniee gebunden, so hat er einst meinen Vater, den Burgwart geknebelt.“

Wolff Dietrich ächzte; der Profoß kam mit den Helfern. Sie zogen ihm die Arme unter den Knieen zusammen, daß die Gelenke springen wollten.

„Jetzt zählt ihm die Hundert Staupenschläge auf den Rücken!“ rief Rose, „schont seinen prallsten Theil nicht, er hat mehr Blut als der meines alten Vaters.“

Die grausame Execution begann, die Kleidung schnitt man ihm hinten vom Leibe. Wolff Dietrich ertrug wenig würdig die Strafe, klagte und winselte und flehte selbst weibisch Rosen um Mitleid an, was nur lauter den Spott und den Hohn weckte.

Mitten unter den Schlägen bat er um Einhalt, er versprach, wenn man ihn verschonte, Alles zu entdecken, was er habe und besitze.

Der Offizier horchte auf, flugs ward ihm Alles versprochen, die Execution aufgehoben und er seiner Bande entledigt. Hierauf führte er den Offizier zu seinem Kleiderschragen, er hatte in seine Rockknöpfe wohl an 30 Dukaten einnähen lassen; allein siehe da! seine Kleider

lagen umher, jeder Knopf, der Gold enthielt, war bereits abgeschnitten; alle anderen versucht und verschlitzt.

Der Traum der Erlösung war kurz; „das ist nichts, Du hast mehr, Landratte, wo sind Deine Löcher?" hieß es. — Vergebens war die Erinnerung Wolff Dietrichs an das gegebene Versprechen; solche Verhältnisse kennen dergleichen nicht; wieder ward er gebunden und die Execution ging weiter, denn Rose drang darauf.

Fast leblos und von Schmerzen überwältigt, blutend aus vielen Wunden, empfing er den hundertsten Schlag.

„Jetzt werft ihn kopfüber zur Burgtreppe hinunter! so gebunden und so gestriegelt hat er meinen Vater zur Thür hinausgeworfen. Der schlug an den harten Eckstein und sein Gehirn war älter und weicher, — er ward wahnsinnig. Versuchen wir, ob des Junkers Schädel härter ist". Und man zog den Gebundenen wie einen Schlitten trotz seiner Wunden hinaus. Hier an der Steintreppe legten sie ihn auf die Stufen, auf welchen sich sein Körper willenlos hin und her wiegte. Rose hob den Fuß und stieß den Junker die Treppe hinunter, daß er kopfüber, kopfunter dort anlangte.

Als ihn Rose unten beobachtete, schlug er trotz des Falles die Augen auf, der gräßliche Schmerz und die ohnmächtige Wuth verzerrten sein Gesicht. Der seinem Organon innewohnende Dämon, der lebendige Wille, wollte durchaus nicht entweichen, er krallte sich mit dem grimmen Schmerze verzweifelnd fest an das Leben, wie die vom Tod getroffene Katze sich an den Baum klammert.

„Ha!" rief sie, „sein Schädel ist von Eisen gegen den meines armen Vaters; — nun denn so wirst Du um so länger aushalten müssen."

Und die Peiniger mit dem Profoßen waren schon wieder an seiner Seite. „Schont ihn!" rief der Offizier. „Er muß erst noch gestehen, wo er sein Geld hat, um Gottes Willen, macht's nicht so rasch mit ihm aus!" Wieder trug man das Opfer behutsamer als vorhin in

das Zimmer zurück, man inquirirte und forschte; Wolff-Dietrich hätte Alles hingegeben und verrathen, allein er hatte wirklich nichts mehr, denn alle seine Baarschaft war von ihm zur Heranschaffung der 20,000 falschen Gulden verwendet worden, um Rudolph passend, wie ihm dünkte, abzufinden. Mit allen seinen kläglichen Betheuerungen aber schaffte er nichts; das Geld, das man vergebens in den Knöpfen suchte, weckte die Gier nach mehr, und diese Gier sah nur Widerstand und Zähigkeit in seinen Versicherungen. Er war eine Sache; man preßt sie wie die Citrone mit neuen Versuchen um noch ein Tröpflein herauszudrücken; und so begannen die Daumschrauben und Folterqualen von Neuem; — bis sein Körper matt war und der Wille zum Leben am Leben selbst verzagte und einschlief, — kaum daß er noch geweckt wurde durch den Schmerz eines neuen Stichs oder Stoßes.

Da vernahm man von draußen das wohl bekannte Geräusch aus den wirren Stimmen der Ermahnung und eiligen Rettung. Das Feuer war ausgebrochen und vom Wirthschaftshofe her wälzte sich das verheerende Element heran. Wolff Dietrich blieb unbeachtet liegen, die gesammelten Kostbarkeiten, die Gulden, auch sämmtliche falsche Guldensäcke wurden in Sicherheit gebracht; die Schaar zog ab und überließ Schloß Wiesenburg seinem Schicksal.

Am Abend sahen Rudolph und Jakobe den rothen Feuerschein am Horizont leuchten. Starr blickte der Junker in das Gesicht des Himmels; er kannte die Richtung genau: es war sein Eigenthum und das Schloß seiner Väter, das dort die Flamme des Krieges verzehrte.

„Und Wolff Dietrich?“ fragte sein Gedanke. Er barg sein Gesicht in beide Hände. — Wer will die grauenvoll verschlungenen Fäden der Parze entwirren? ... Wenn es nicht die Menschen und immer nur die Menschen wären, die in der Verblendung der gegen-

seitigen Leidenschaften so namenloses Elend über sich selbst heraufbeschwören, sondern wirklich eine jener überirdischen Mächte, die die Fantasie und die sich einander verklagenden und beschuldigenden Gedanken ersannen: dann könnte man heute noch nichts Besseres und Edleres thun, als, wie die Giganten, diesen Himmel stürmen und diese Weltregierung in Anklagestand versetzen.

So war Rudolphs Traum des Stilllebens in seiner Heimath dahin.

In Wittenberg angelangt, setzte er sich und arbeitete mit Hilfe des Professors der Rechte Erasmus Unruh seine Klage gegen die widerrechtliche Lehnsentziehung aus, reichte sie vorschriftsmäßig dem Hofgerichte ein, das sie als außer ihrer Competenz liegend nach Dresden beförderte. Darüber vergingen an acht Tage. Am anderen Tage nach seiner Ankunft langten seine beiden Wagen mit den Reiseeffecten an. Alles war durchwühlt und durcheinander geworfen, selbst seine Schriften. Sein Geld war verschwunden; doch fand sich in einem der Koffer auf dem Grunde einer jener Beutel mit falschen Gulden — ein Zeichen, daß Rose noch der Beiden in irgend einer Weise hatte gedenken wollen. Von den ankommenden Flüchtlingen war die Schauernachricht bereits in Wittenberg verbreitet. Nach näherer Anhörung der Umstände vernahmen sie, daß der aus massiven Steinen gebaute alte Theil des Schlosses nebst dem Thurm von den Flammen unversehrt geblieben war und daß Wolff Dietrich halb todt aus dem brennenden Schlosse von seinen Dienern getragen, noch zwischen Tod und Leben schwebe. In Mahlsdorf waren die weiblichen Bewohner an der Spitze Pentzingks bei dem Gerücht der Ereignisse zu Wiesenburg in den Wald gelaufen, dort hatten sie zwei Tage campirt, bis nach Abzug der Truppen die Furcht verschwand. Die Wittwe aber mit ihren Töchtern fand das fernere Verbleiben auf dem einsamen Lande zu unsicher, und sie siedelte nach dem Städtchen Belzig über. Wie gewöhnlich brach die

Pest wie eine schreckliche Hinterlassenschaft der Truppen-verheerung auch in Wiesenburg und Umgegend aus und schwang ihre verheerende Geißel.

Rudolph wandte sich von hier nach Dresden; er wollte Alles versuchen, seinen Prozeß persönlich betreiben und endlich die Lehnshuldigung nachsuchen, deren Verschleppung ihm allein zur wirklichen Last gelegt werden konnte. Alles das verlängerte seinen Aufenthalt dort. Der Hof war, wie oben beschrieben, kein Terrain für den genialen Rudolph; nicht einmal den Kurfürsten, so viel er auch um Audienz nachsuchte, bekam er zu sprechen, und er mußte sich überzeugen, daß die Einflüsse hier weit stärker gegen ihn waren, als er je vermuthet hatte, denn hier in Dresden galt, was jener Priester bei der Leichenrede Crells schon gesagt hatte: Wenn Ihr den Fürsten beleidiget, so kann er Euch das Vergehen vergeben, wenn Ihr aber die Geistlichkeit beleidigt, so beleidigt Ihr Gott und das wird nimmer vergeben. Dies Wort eines Predigers in Dresden hat die Geschichte verzeichnet nnd wird als bleibendes Denkmal der Einfalt und Naivetät des lutherischen Geistes damaliger Zeit stehen bleiben. . . .

Von der Gewaltthat eines kaiserlichen Hauptmanns gegen ein Stück kursächsischen Landes allerdings wurde viel Aufhebens gemacht. Heftige Beschwerden gingen nach Wien, obwohl solche Stückchen schon öfter von Wallensteins Truppen praktizirt wurden, und selbst der Kaiser keine Macht über seinen Generalissimus hatte. . . . Dagegen fand Rudolph als eine nur zu sichere Thatsache: zu der Abstellung der Vergewaltigung eines Unterthanen, wie sie ihm geschehen, durch die eigene Regierung, war nichts in Bewegung zu setzen; es gab kein Ohr und keine Augen für solche Dinge.

Der Eindruck dieses Aufenthalts mit der Nachwirkung der Gemüthserschütterungen von Wiesenburg her wirkte auf Rudolph höchst ungünstig; die stolze willensstarke Natur ward von den trüben Stimmungen mehr und mehr ergriffen, der Mißmuth über die so schreiende Dissonanz

zwischen dieser Welt, die sein Auge sah und derjenigen, die sie nach den mäßigsten Ansprüchen hätte sein können, — suchte nicht mehr in den sarkastischen Reden und Bemerkungen seine heilende Reaction. — Er ward des Letzten überdrüssig, das in diesem Fall unsere Natur äußert: des Widerspruchs. — Gewalt und Zerstörung durch den Krieg, — wohin er sah, überall fraß dieser mit bedächtiger Langsamkeit sein klagendes Opfer; Gewalt und Zerstörung in der Gesellschaft, das Beste unterlag und das Recht ward zur Ironie seines Namens, — und bei dem Allen kein Schimmer mehr von Hoffnung, daß das Schlimme sich endlich zum Besseren wenden könne, während die grauenvolle Erfahrung flüsterte: Du glaubtest längst schon den Gipfel des Elends und des Jammers zu sehen und Du hast immer neue Stufen entdecken müssen, wie keine menschliche Ahnung sie voraus malen und keine Fantasie vorher erdenken konnte . . . Bist Du am Ende? —

---

# Viertes Kapitel.

## Zwei Einsiedler.

„Adieu, Welt! Denn auf Dich ist nicht zu trauen, noch von Dir etwas zu hoffen. In Deinem Hause ist das Vergangene schon verschwunden, das Gegenwärtige verschwindet uns unter den Händen, und das Zukünftige hat nie angefangen. Das Allerbeständigste fällt, das Allerstärkste zerbricht, und das Allerewigste nimmt ein Ende, also, daß Du ein Todter bist unter den Todten, und in Hundert Jahren lässest Du uns nicht eine Stunde leben!

„Adieu, Welt! Denn Du nimmst uns gefangen und läßt uns nicht wieder ledig. Du bindest uns und lösest uns nicht wieder auf; Du betrübst uns und tröstest nicht; Du raubst und giebst nicht wieder; Du verklagst uns und hast keine Ursache dazu; Du verurtheilst und hörst keine Partei; also daß Du uns tödtest ohne Urtheil und uns begräbst ohne Sterben! Bei Dir ist keine Freude ohne Kummer, kein Frieden ohne Uneinigkeit, keine Liebe ohne Argwohn, keine Ruhe ohne Furcht, keine Fülle ohne Mangel, keine Ehre ohne Makel, kein Gut ohne böses Gewissen, kein Stand ohne Klage und keine Freundschaft ohne Falschheit!“ . . .

Das schrieb ein offener Kopf, eine wahre Leuchte jenes finsteren Jahrhunderts, Herr Jakob Christoph von Grimmelshausen als Schlußresultat seiner Lebenserfahrung nieder. Will uns das verwundern, nachdem was wir in diesem Buche erzählt haben und zwar ohne je=

nen beliebten romanhaften Dickstrich der Zeichnung, jenen wohlfeilen Hebel der Nervenerschütterung für diejenigen Leer, denen es an Geschmack mangelt und zum Ekel für denjenigen, der hinter die Coulissen zu blicken versteht! Wir haben, das gestehen wir offen, oft die Geschlossenheit des Kunstwerks der Treue der geschichtlichen Darstellung nachgesetzt, wir haben erzählt, wie es uns die eigenen zerstreuten Berichte der Zeitgenossen überliefert, denn es war uns ernst um die getreue Darstellung jener schrecklichen Nachtzeit des deutschen Volks. Unser ist nur die Einheit der zusammengerafften Daten und der Gesichtspunkt der Betrachtung derselben, wie er im Jahre 1867 gegeben ist.

Dem Einfluß ganz ähnlicher Stimmungen erlegen, lebte Rudolph mit Jakoben im Sommer des Jahres 1627 auf dem vom Landgrafen ihr zugeschriebenen Amte zu Mörshausen. Ein altes adliges Amtshaus aus besserer Zeit lag es abgelegen vom gleichnamigen Dorf, einsam auf einer Anhöhe umschattet von Ulmen und Linden.

Das Land Hessen war noch voll von den kaiserlichen Truppen des schlimmen Colalto; die Geschichte erzählt, daß in Hessen 17 Städte, 47 Schlösser und an 200 Dörfer gänzlich zerstört und abgebrannt waren und daß im Lande nur ein Viertheil der Bewohner übrig blieb. Diese dürren Zahlen sprechen genug. Die Abdankung war vollzogen, allein Landgraf Wilhelm V., Moritzens Sohn, war nicht Herr in seinem Hause; Hessen war ein kaiserliches erobertes Land, Kassel und Ziegenhain waren Festungen mit kaiserlicher Besatzung. Nur Moritzens bescheidenem Wunsche hatte man respectirt; das Amt Melsungen im einstündigen Umkreise ward von Truppeneinlagerungen verschont und hatte jährlich 7000 Gulden Contribution zu zahlen. Das nahe Mörshausen lag ebenfalls in diesem Rayon und bot somit ein stilles Asyl, obwohl aufs Amt und das verarmte Dorf an 500 Gul-

den jährliche Contribution kamen und oft drückende Noth veranlaßten.

Rudolph aber lebte still und gänzlich abgeschlossen; er war so stark in jene eigenthümliche Gemüthsstimmung hineingerathen, wie sie bei sensitiven Naturen so leicht eintritt, daß er ordentlichen Schauder vor der Berührung mit der Außenwelt empfand. Er konnte es nicht mehr über sich gewinnen, einen ankommenden Brief zu erbrechen oder Menschen, die ihn sprechen wollten, vor sich zu lassen. So streckte sein verwundetes Gemüth instinctiv, trotz aller Vorstellungen seines Kopfes seinen Schild vor, um sich nicht noch ferner verwunden zu lassen durch neue unangenehme Erfahrungen. Sein liebendes Weib fand die Vermeidung solcher Eindrücke als echter weiblicher Arzt für zuträglich und hoffte von der Wirkung der Zeit damit günstige Hilfe. Sie wehrte alles ab, was zu ihm wollte und hegte, pflegte und schonte ihn auf die rührendste Weise. Sein Studium war der große Engländer, er sammelte alle jene starken, jede Illusion zermalmenden Stellen des großen Geistes, deren seine Werke so viele enthalten. Er fand einen unsäglichen Genuß darin, in deren gedanklicher Form die unsagbare Qual seiner Stimmungen bei einem verwandten Geiste wiederzufinden. Sie bildeten seine Morgen- und Abendgebete, er erklärte und zergliederte der andächtigen Jakobe stundenlang solche Stellen und das einzige Aufleuchten seines Gesichts in solchen Momenten war es, das wiederum Jakoben mehr beglückte als die Gedanken selbst. Ein dritter Genoß theilte ab und zu die Unterhaltung dieses Kreises, Veit Ephraim. Er war der nimmer ermüdende, wie der Jude jener berühmten Sage, und so sehr er gegen das Bleiben Rudolphs im Hessenland gewesen: nach den Vorgängen in Wiesenburg und Dresden wußte er selbst keine andere Wahl des Aufenthalts. Er fand auch keine Gefahr mehr darin, als er sahe wie Rudolphs Gemüth gebrochen war

und sein heftiges Temperament, dessen Ausschreitungen er am meisten fürchtete, bei den letzten entscheidenden Vorgängen am Hof zu Cassel förmlich ausgelöscht war. Nur rieth er Jakoben, ihren Gemahl nicht aus dem Rayon von Melsungen heraus zu lassen, wonach Rudolph eben kein Verlangen mehr trug.

So ging Rudolph einst in seinem hohen ummauerten Garten auf und nieder, er übersetzte den Hamlet und wandelte dahin unter lebhaften Ausrufen, als er auf einmal aus dem Gebüsch einer Laube einen Mann mit dem Wanderstab und der Kleidung eines städtischen Handwerkers hervortreten sah. Er sprang mit jähem Ausruf des Schreckens und der Ueberraschung vor der Berührung zurück. Als er in das Gesicht des Fremden blickte, kam ihm so mancher Zug darin bekannt vor; es war etwas von dem glatten, feinen, klugen und gemüthlichen Zug aus des Geheimrath Günthers Angesicht darin, so ein Stück Aehnlichkeit, wie man's zuweilen eben bei Doppelgängern trifft.

„Erschreckt nicht, geehrter Herr, ich thue Euch kein Leid," begann der Fremde.

„Wer seid Ihr, was wollt Ihr? machts kurz!" erwiderte Rudolph und hielt sich erbleichend an einem Baum.

„Ich bin der Bruder Eures Freundes und Ministers Wolfgang Günther", betheuerte jener, „und ich komme stracks von Ziegenhain. Ach!"

„Quält mich nicht, ich bitte Euch, sagt's heraus", rief Rudolph mit halberstickter Stimme, „was ist's mit Ziegenhain?"

„Nun", erwiderte Jener, und sah ihn groß an, „wißt Ihr denn noch nicht einmal, daß mein Bruder Wolfgang dort in Ketten sitzt?"

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr Rudolphs Lippen, aber die nun bestimmte Gestalt des Schrecklichen machte ihn weit gefaßter. So ist der Mensch, das Unglück

mag so groß sein wie es will, es ist besser, als die unbestimmte Ahnung desselben.

„Redet, Lieber, was soll das bedeuten?"

„Ach, ich habe mich längst gewundert, daß Ihr sowohl, wie der gute Landgraf Moritz gar nichts von Euch hören ließet. Wie es scheint, seid Ihr Beide gefangen und Niemand darf zu Euch."

Rudolph nickte ungeduldig, in unmuthiger Erwartung.

„Nun, hört es kurz: vor vier Monden schon wurde mein Bruder von den Soldaten aus Kassel bei Nacht abgeholt und mit Mühe habe ich erfahren, daß sie ihn in Ziegenhain in's Gefängniß geworfen haben."

„Geht das vom Landgrafen Wilhelm aus?"

„Wer weiß das? Man sagt vom Adel, aber man sollte denken, er kann nichts ohne den Fürsten! Was meint Ihr?"

„Ich weiß nichts, ich begreife nichts mehr," erwiderte Rudolph und schüttelte verzweifelt das Haupt. „Wessen klagt man den redlichen Mann an?"

„Das Land verrathen zu haben. Nun seht, ich bin ein ehrlicher Schuster in Gelnhausen; ich bin auf die Nachricht hierher geeilt und versuchte meinen Bruder zu sprechen. Allein wie wollt ich durchkommen bei der kaiserlichen Besatzung, von der man eher ein Dutzend Kolbenstöße erlangt, als ein gescheidtes williges Wort? Ich habe versucht, den edlen Landgrafen, seinen Herrn, drüben in Melsungen zu sprechen. Seine Frau die Landgräfin bat mich um Gotteswillen davon abzustehen, der Landgraf Moritz wäre krank, er wüßte davon und würde thun, was möglich sei, und als ich nicht fort wollte, hat man mich zu Euch gewiesen."

„Ich danke Euch", rief Rudolph lebendig und herzlich, sein Auge blitzte, und er lebte auf wie aus einem schweren Traum. „Der Landgraf ist drüben in Melsungen?" fragte er aufmerksam, „Eure Nachricht ist mir lieb und wichtig; ich sehe, der Adel dürstet nach Rache. Dies Opfer soll aber ihm entrissen werden, ich werde

keine Mühe sparen um den Edlen zu retten, und es soll und muß auf eine oder die andere Weise gelingen; mir ist Vieles fehlgeschlagen, mein Freund, vor der Gewalt der Zeit und ihrer stärkeren Macht. Beruhigt Euch! wartet, wir wollen beide den Landgrafen aufsuchen und Euren Bruder retten!"

Er wandte sich nach seinem Hause, kurz erzählte er Jakoben, die die traurige Nachricht längst schon erfahren und ihre Verwunderung künstlich erheucheln mußte. Sie staunte nur zweifelnd ihren Gemahl an, der wieder wie früher feurig und kräftig voller Leben und Energie vor ihr stand. Und doch war es nicht zum Verwundern, denn er war wieder Mensch, weil ihn ein Gedanke des Lebens bewegte. Flugs kleidete er sich an und ging in eiligem Schritt das erste Mal seit fünf Monden, begleitet von dem Bruder Günthers aus dem Hause nach Melsungen zu.

Er fand im Vorhof des Klosters die Landgräfin Juliane sitzen, umspielt von ihren jüngsten Kindern, den Prinzen Christian und Ernst, von denen der Eine vier, der Andere fünf Jahre alt war; zwei ältere halb erwachsene Töchter von zehn und dreizehn Jahren pflückten im Vorgarten Blumen und wanden Kränze. Sie selbst nähte an einem Kleidchen. Diese schlichte bürgerliche Beschäftigungsweise sprach deutlich genug für ihre beengte Lage in dieser allgemeinen Nothzeit. Die schöne junonische volle Frauengestalt stand auf und erröthete, die Schneiderstücke hinter sich auf die Steinbank legend, als sie Rudolphs und seines Begleiters ansichtig ward.

Beide hatten einander lange nicht gesehen, früher schon immer seltener, denn Rudolphs Entschiedenheit für den Kampf gegen den Kaiser, und der Landgräfin nüchterne verständige Anschauungsweise der Dinge, mit der sie stets zum Frieden und Nachgeben rieth, hatten nie miteinander harmonisch gestimmt, und gar oft hatte Einer dem Andern ernstlich gegrollt — trotz der gegenseitigen Achtung; denn Juliane war eine gescheute Frau

und nicht umsonst die „Minerva Cassels" genannt. Jetzt hatte das Frauenmitleid Alles vergessen, denn sie wußte von Rudolphs Zustand. Die beiden Frauen, Juliane und Jakobe, hatten selbst die Trennung ihrer Männer absichtlich bewerkstelligt, um unnöthige Aufregungen von beiden Gemüthern fern zu halten. Für Rudolph war der Landgraf nach Frankreich verreist; der Landgraf aber wußte gar nichts von Rudolphs Nähe, er glaubte ihn fern in seinem Wiesenburg.

„Hochedle Frau!" begann Rudolph, „ich muß nothwendig den Landgrafen sprechen."

Hart und kalt entgegnete Juliane: „Ihr wißt doch, Junker, er ist für Euch nicht hier."

Das Wort traf tief; ein zerstörender Schmerz war auf Rudolphs Gesicht zu lesen und sein Auge sah auf Juliane mit einem solchen Blick, daß diese erschrak und einlenkte: „aber warum, edler Junker? mein Herr ist nicht einmal so kräftig wie Ihr, er muß vergessen lernen . . . ."

Rudolph aber streckte ihr die zusammengerungenen Hände entgegen und rief mit inständigem Nachdruck:

„O Landgräfin, wenn er lebt, so ist es Pflicht bis zum letzten Odem für andere zu leben; ich komme nicht für mich! Dieser Mann," rief er, auf den Schuhmacher zeigend, „hat mich geweckt; ein Leben, ein theures unschuldiges steht auf dem Spiel."

„Ach, Ihr meint das Leben Günthers?" fiel die Frau ein. „Beruhigt Euch, ich habe schon aus eigenem Antrieb an meinen Stiefsohn, den regierenden Landgrafen geschrieben."

„Weiß Landgraf Moritz davon?" inquirirte Rudolph hastig.

Juliane zögerte eine Sekunde —

„Ja!" sagte sie dann, obwohl sie die Unwahrheit sprach.

„Nun, um so besser," rief Rudolph dringend, „so

bringe ich ihm keine Nachricht mehr, die ihn erschrecken kann."

„Nein, nein!" rief Juliane verwirrt, „ich darf hier Niemand einlassen", und sie stellte sich quer vor den Eingang der Klosterthür.

„Aber gnädige Frau!" bat Rudolph inständig, „der edle Günther liegt in Ketten und wir sitzen hier gefeit und friedlich im Umkreis von Melsungen. Laßt mich den Landgrafen sprechen und mit ihm überlegen! Einen Unglücklichen retten, das ist die einzige Lust für ein vom Unglück zerschlagenes Herz."

„Nein Junker, das Unglück rast überall, es fuhr durch jede Hütte im Hessenland, — genug, genug ist's dessen durch Eure und Anderer Schuld! — Sehe Jeder zu, wie er sich aus der allgemeinen Trübsal errette. Ich habe als Mutter diese Kinder hier zu retten, und ich weiche nicht."

Rudolph stand in heftigster Aufregung, sollte er sich gar mit Gewalt gegen den Widerstand der hohen Frau Bahn brechen? Noch einmal flehte und bat er inständig.

Allein ein anderer Zufall half ihm. Die dreizehnjährige Agnes, das Ebenbild und der Liebling des Vaters, hatte kaum Rudolph erkannt, als sie in ihres Vaters Zelle gesprungen war und ihm die Ankunft des Gastes verkündete.

Der einsame Siedler erwachte bei diesem Namen vom Sinnen über seinen Büchern. Die Thür stand noch auf, er hörte das Geräusch der Stimmen von vorn.

„Was hast Du, Juliane?" rief er. „Ich höre eine Stimme, sie klang wie meines Rudolphs Stimme, wo ist er?"

„Hier, hier, Durchlaucht," rief Rudolph von draußen.

„Ja, das ist er, er ist wiedergekommen!" — Dann wandte er sich zu seiner Frau, die immer noch den Eingang sperrte und fragte mit seiner so ruhigen und gelassenen Resignation: „Juliane, was wehrst Du ihm?"

„Ach,“ seufzte Juliane und trat zurück, „sie sind wie zwei Kletten, die Eine klebt der andern an, und der Eine ist zu dem Unglück des andern geboren!“

Moritz aber hörte nichts mehr, er nahm Rudolph an die Hand, führte ihn über den Flur und trat mit ihm in das Zimmer, über dessen Thür jenes dreifache M. M. M. mit großen Buchstaben geschrieben stand, demgemäß er sein Leben eingerichtet. Moritz war weit älter geworden; sein Auge war noch lebhaft, sein Körper war gebeugt; allein es steckte noch das alte Stück der ewigen Nothwendigkeit darin, das man eben Leben nennt, das, wenn auch der edelste Theil unseres Selbst seine Rechnung mit dem Schein des irdischen Daseins abgeschlossen und ihn für schaal und nichtig befunden, doch noch weiter wirken muß, weil es der Natur die von ihr empfangene Schuld noch nicht abgetragen hat.

„Ich las eben im göttlichen Dante, den ich immer lese“, begann Moritz — „und ich grübelte über eine dunkle Stelle. Sieh hier, was meinst Du, Freund?“ Und er zeigte mit dem Finger auf das Buch. „Ich meine, es heißt:

„Was ists? — Nichts als ein Traum voll süßen Rausches,
Ein Trank, den man im Schlafe schlürft und schlürft,
Bis man erwacht, und seufzt der Täuschung nach!“

„Ja Täuschung, Durchlaucht, wenn man der vergangenen Dinge gedenkt.“

„Still, still Rudolph, nichts von Durchlaucht, nichts von vergangenen Dingen! Es giebt nur eine Strafe für das Uebel und für die Missethat, das ist, — sie vergessen!“

„Vergessen,“ seufzte Rudolph, „ich möchte selbst die Gegenwart vergessen; aber ich kann nicht.“

„Rede mir nichts von der Gegenwart und von der Welt da draußen, das kann ich nicht hören, Rudolph,“ rief Moritz abwehrend, als ob der Schmerz wieder alte Wunden aufstörte.

„Auch nicht von — Günther?“ fragte Rudolph.

„Von ihm kannst Du reden, er gehört zu der Welt der Engel, aber die Infernalien dieser Welt will ich nur noch in meinem Dante betrachten.“

„Durchlaucht,“ sagte Rudolph nachdrücklich, „eben ist mir verkündet, daß auch über einen Engel der Teufel die Macht haben soll: Günther sitzt in Ziegenhain in Ketten, angeklagt des Landesverraths.“

„Du träumst,“ erwiderte Moritz ungläubig und nachdenklich, „er ist in Cassel, sagte man mir, angesehen und geachtet unter den Räthen meines Sohnes.“

„Ich wollt, ich träumte, aber sein Bruder steht draußen in leibhaftiger Gestalt und seine Worte klingen, wie das umwandelnde Grausen: der Adel trachtet ihm nach dem Leben, wuthschnaubend sucht er sein Opfer, weil die Noth und die Folgen seines eigenen Thuns mit Ruthen auf ihn einschlagen. So betäubt man sein eigen Gewissen, indem man das Wort Schuld einem Unschuldigen auf den Rücken packt.“

„Aber warum dann dem treuen Günther?“ fragte Moritz verwundert, „warum dann nicht mir, dessen Willenswerkzeug er doch nur war? . . . . Unmöglich, unmöglich!“

„Ich will den Mann rufen!“

Moritz nickte. Günthers Bruder kam, der Fürst fragte ihn aus und der erzählte ihm, was wir wissen.

Der Landgraf ging tiefbewegt auf und ab. „Ich begreife meinen Sohn nicht; halt! ich will zunächst an ihn schreiben.“

„Die Landgräfin sagte mir, daß sie schon geschrieben hätte . . .“

Juliane trat ein.

„Beruhige Dich, mein Gemahl,“ begann sie, „er hat mir geantwortet, daß er vorerst dem Drängen der Stände habe nachgeben müssen, die allzusehr auf Günther erbittert sind und ihn des Landesverrath beschuldigen.“

„Ha," rief Moritz, „diese Landesverräther, ihn beschuldigen?"

„Nun gieb Dich darein, der Landgraf, Dein Sohn, will sehen, was er thun kann; und da Günther offenbar unschuldig ist, wird sich auch seine Unschuld erweisen."

„O Juliane!" sprach Moritz im Vorwurf, „an fünf Monden ist es her und ich weiß kein Wort? Und soviel Zeit zum Ausweis der Unschuld, die klar wie der Tag ist? — Nun, ich will mich anziehn und flugs zu Wilhelm, meinem Sohne, fahren. Rudolph begleitet mich!" Dann wandte er sich zu Günthers Bruder: „Ihr, mein guter Freund, beruhigt Euch. Mit allem, was ich vermag, will ich für meinen treuen Günther einstehen, und ich hoffe, ihn bald aus seinen schmachvollen Banden zu befreien." Damit entließ er den dankenden Fremden, der getröstet durch das Wort eines Landgrafen nach Hause zu wanderte.

Nach Verlauf einer Viertelstunde ritten Beide bereits auf der Landstraße von Melsungen nach Cassel. Beide sahen zum ersten Male wieder das Land nach den Folgen seiner Verwüstung. Die meisten Felder mit dem fruchtbarsten Boden waren nicht mehr bestellt, das Strauchwerk und Dornengestrüpp fing schon an, sich in der ungemessenen Freiheit breit zu machen. Es war Herbstsaatzeit, allein sie sahen auf der ganzen Strecke kaum einige alte Mähren die Furche in den verwilderten Boden ziehen, denn alles Gespannvieh war längst von den Soldaten geraubt. Der Landmann, der ein ganzes Jahr und länger voraus seine mühsame Arbeit verrichten muß, ehe er ihr Resultat erntet, läßt sich wohl einmal die Zerstörung seiner Felder und seiner Wirthschaft gefallen, obgleich schon zu dem neuen Anfang ein höherer Grad von heroischem Muth gehört, als zu einem Sturm auf eine Festung. Allein bei fortgesetzter Störung wird der Muth dazu selbst zur Unmöglichkeit, weil ihm der Verlag zu der jahrelangen Leistung im Voraus fehlt. Da-

mit erlahmt die Arbeit von selber und die Wüstung beginnt. Viele Dörfer lagen verlassen, der Brand hatte sie verheert; was noch stand, war verfallen und zerschlagen. Die elenden Bewohner, die der beiden Reiter ansichtig wurden, entliefen scheu und furchtsam, wie die Thiere des Waldes, denn wahrscheinlich sahen sie in den in den Reitern neue Feinde.

In Cassel herrschte Todtenstille und Oede auf den Straßen, sie sahen Niemand als Truppen der kaiserlichen Besatzung. Sie selbst mußten vom Thore aus mehrere Verhöre bestehen, ehe sie zum Schloß und zum Landgrafen Wilhelm gelangten.

Moritz trug Alles mit Geduld, für einen Fürsten waren es seltene Demüthigungen, die nur der entsagende Philosoph überwinden konnte.

Landgraf Wilhelm befand sich unwohl, wie er überhaupt nicht von starker Konstitution war. Von Natur schwächlich und bleich, mit enger Brust, starb er auch schon 1637, der Haß sagte: am kaiserlichen Gift, denn er war wieder der größte Feind des Kaisers und der erste und treuste Anhänger Gustav Adolph's, — die Wahrscheinlichkeit sagt: an der Schwindsucht. Obwohl sanft und mild in allem seinen Auftreten, war er wohl unterrichtet und von großer Geistesfähigkeit, was er im ganzen Lauf seines Lebens bewiesen, und besonders von ganz entschiedenem festen Willen, dessentwegen er heut noch in der Geschichte Hessens „der Beständige" heißt. Er ehrte seinen Vater zunächst seinem Gott und — im Angesicht der bekümmerten Miene desselben ahnend, was diesen bewege, vor ihn zu treten, wandte sich der Sohn, hielt die Hände vor die Augen und — schluchzte laut.

Moritz trat zu seinem Lehnstuhl: „Mein Sohn", rief er, „Du weinst und dennoch hast Du mir das gethan? . . ."

„Ja," sagte Wilhelm, „mir kommen die Thränen vor Schmerz, weil ich sehe, Du denkst, daß ich dies gethan hätte! . . ."

„Ich weiß, daß Du wenig Macht hast, allein so viel hat ein Fürst immer noch, um solche Schandthaten, wie die Gefangennehmung meines Günther zu verhüten, und wenn man ihn auf einen Wink entfliehen läßt!"

„Ich habe auch diese Macht nicht mehr. O Vater, Du bist glücklicher in Deinem Melsungen daran als ich; was bin ich in dieser schweren Zeit? Umhorcht von kaiserlichen Spionen, bewacht von kaiserlichen Soldaten — meine Stände, siegend über ihren Fürsten, treten mein Recht mit Füßen! Ich bin nichts als ein Werkzeug, als ein Spielzeug der Strömungen! O ich fühle das nur zu gut und das ist mein Unglück. Allein was bleibt mir übrig, als mich der Noth zu fügen? weiß ich nicht, weißt Du es nicht, daß der Adel nur darum zu seinem Fürstenhause hält, weil er seine Privilegien conserviren will und mich als Herrn vorzieht vor einem schlimmeren, den ihm der Kaiser setzen würde? Soll ich dem liguistischen Colalto widersprechen und mich in die Acht erklären lassen? Und so magst Du es wissen: ich wasche meine Hände in Unschuld, der Adel im Verein mit den Kaiserlichen hat die Gefangennahme Günthers eingefädelt. Er war schon gefangen, ehe ichs erfuhr, sie führen den Prozeß und wollen ihm an das graue Haupt, denn sie speien Gift und Rache.

„Oh", stöhnte Moritz, „wenn ich das gewußt hätte, so hätte ich nicht abgedankt, sondern hätte mich im Verein mit Günther unter die Mauern von Cassel begraben lassen."

Landgraf Wilhelm schüttelte schmerzlich sein bleiches Haupt: „Vertraue mir, edler Vater, ich werde thun, was in meinen Kräften steht. Vorerst laß den Zorn des Adels vertoben, wer weiß auch, ob uns nicht ein günstiges Ereigniß von dem Druck des Kaisers erlöst."

„Aber er bleibt gefangen und liegt in Ketten und die Todesgefahr schwebt über seinem Haupte; das ist schon schlimm genug. O, ich möchte ihn sehen und sprechen!"

„Wenn ich darüber verfügen könnte, Vater, tausend

Mal wäre ich Dir zu Willen; allein die Stände haben ihn wohlweislich den Kaiserlichen in Ziegenhain übergeben . . ."

„O Gott, was ist ein Fürst ohne Macht!" rief Moritz erschüttert

„Vater, ich verheiße Dir, was noch in meiner Macht steht, und ich schwöre Dir bei dieser Hand: niemals wird sie das Todesurtheil unterschreiben."

Der junge Landgraf brach in einen anhaltenden heftigen Husten aus, der ihn ganz außer Athem und Besinnung brachte; das Sprechen hatte ihn zu sehr angestrengt; der Arzt ward gerufen und empfahl Ruhe. Somit verabschiedete sich Moritz und ritt mit Rudolph wieder nach Melsungen, wo sie spät in der Nacht ankamen. Unterwegs sprach Moritz kein Wort, tief in Gedanken versunken ritt er.

„Was thun wir?" fragte beim Abschied Rudolph.

„Wenn wir ihn mit Gewalt oder List befreien könnten . . ." erwiderte der Landgraf tonlos.

„Ich sehe keinen andern Weg und werde überlegen."

„Tausend Dukaten habe ich noch, aber ich muß sie der Juliane entwenden —" seufzte Moritz — „wenn Du sie brauchen kannst zu seiner Befreiung, so nimm sie!"

„Ich will mit Veit Ephraim reden, er weiß in solchen Sachen am besten Rath, dann bring ich Bescheid. Gute Nacht, edler Landgraf!"

„Gute Nacht Freund!" sagte Moritz; „komm und tröste meine Stunden!" Und er trat in sein Kloster, während Rudolph im vollen Trabe nach Mörshausen zu ritt.

Der Gedanke an sein Heim muthete ihn ordentlich an, und er dachte des stillen Glücks, das bei all' der Verwüstung ihm noch in seinem Mörshausen geblieben, wenn nur nicht die Vorstellung von dem dumpfen Gefängniß des edlen Günther trübe Schatten darauf geworfen hätte: als er plötzlich ungefähr auf der Mitte des Weges im Hohlweg mit seinem Pferde angehalten

wurden. Schon wollte er zum Degen greifen, weil er einen nächtlichen Ueberfall befürchtete, als er Veit Ephraims gedämpfte Stimme erkannte.

„Halt Junker, nicht weiter!“ rief Veit Ephraim, „Euer Haus ist umstellt von den Kaiserlichen.“

„Was soll das?“

„Was solls? Die Stände sinds; der Günther ist ihnen nicht Beutetheil genug; sie wollen auch Euch. Ihr müßt sie doch beleidigt haben, mir hat's der Schauspieler verrathen, der Heubner, der Secretär beim Kommandanten in Ziegenhain ist.“

„Ich will sehen, wer an mich will,“ rief Rudolph, „laßt mich vor!“

„Ihr habt einmal vor dem Landgrafen böse Worte gegen den Adel gesprochen! Der Berlepsch und der Riedesel habens gehört und haben Eure Gefangennahme beantragt. Wollt Ihr Günthers Gefängniß theilen? oder Euch wehren und erschossen werden, wie ein Stück Vieh? dann geht!“

„Wenn Ihr wahr redet, das will ich nicht. Aber meinen Freund Günther will ich mit List oder Gewalt befreien und aus den Klauen seiner Peiniger reißen!“

„Nichts, nichts Junker! Hier habt Ihr Geld. Ihr müßt fliehen in einer Tour zum Land hinaus. Ihr geht nach Straßburg, ich bringe Jakoben nach und von dort gehen wir nach Frankreich, denn es ist gründlich aus in diesem deutschen Reiche.“

„Aber Jakobe ist hoch schwanger.“

„Reitet nur voraus uud sorgt Euch nicht; ich bringe sie schon behutsam nach.“

„Ich will Euch in Allem folgen, aber Veit, ich gehe nicht aus dem Land, ehe ich nicht Günthern gerettet weiß!“

„Eigensinniges Kind, Du rettest ihn doch nicht, er liegt in der Festung und hinter sieben Schlössern.“

„Geld schließt und löst alle Schlösser; der Landgraf Moritz will tausend Dukaten daran wenden, sinnet auf

Wege Ephraim! Verberget mich hier irgend wo, dann fliehen wir zusammen."

„Junker, denkt an Eure Jakobe und flieht sogleich, ich verspreche Euch, Alles zu versuchen mit Hilfe des Goldes um den Günther zu befreien."

„Nein, nein," rief Rudolph entschlossen, „ich will dabei sein, denn der Versuch von dem Ihr sprecht, soll und muß gelingen; wir haben sein Schicksal mit verschuldet und ich will die Schuld ihn verlassen zu haben nicht auch noch mit durch dies elende Leben tragen... Thut, wie ich will, oder ich reite zu und lasse mich mit ihm zusammen einsperren."

Veit Ephraim seufzte: „o Jakobe, Jakobe!" Das Pferd ward unruhig, das er immer noch am Zügel hielt.

„Eure Jakobe ist auch die meine, sie denkt wie ich!"

„O Ihr seid und bleibt halsstarrig, die Gewalt und das Wagniß steckt in Eurem Blut, wie in dem Wolf die Gier nach Fleisch," murmelte der Jude. „Wenn Euch noch Unglück begegnet, so trag es Euer Haupt."

„Ich will vorsichtig uud bedacht sein, wie die Katze, das verspreche Euch."

„Nun dann reitet nach Westen, Ihr wißt den Weg nach Felsberg. Nahe der Stadt, ehe Ihr an die Eder kommt, liegt ein einsames Haus; nehmt Euch vor den Wolfshunden in Acht, wenn Ihr klopfet. Dort wohnt der Scharfrichter und wenn er Euch öffnet, so sprecht: „Veit Ephraim und der Gruß des Elends!" und er wird Euch einlassen und verbergen. Dort harret des Weiteren." Und eilig schritt der Jude zurück nach Mörshausen, während Rudolph vorsichtig der Weisung folgend, in die Sternennacht hinausritt.

## Fünftes Kapitel.

### Der Fluchtversuch.

Vierzehn Tage waren vergangen. Rudolph vegetirte in jener Scharfrichterei und sehnte sich ungeduldig nach Erlösung. Veit Ephraim hatte in Ziegenhain rastlos gearbeitet und nicht ohne Erfolg. Er hatte den Schauspieler Heubner gewonnen, der trotz der großen Gefahr es wagte, im Andenken an die Wohlthaten, die er vom Casseler Hofe in der Zeit seines Glanzes genossen, sich für Günthers Befreiung zu interessiren. Heubner spielte eine sonderbare Rolle im Haushalt des Kommandanten Görgas. Er war Sekretär, aber seine Hauptbeschäftigung bestand darin, durch allerlei Flausen, Gesänge und Allotria die Bachanalien der Offiziersmahle zu würzen, wobei ihm, dem Komiker, die Reminiscenzen aus seinem Schauspielertreiben trefflich zu statten kamen. Also er, der wohlgebildete Mensch, war der quasi Narr der rohen Soldateska. Er kam aber dabei über Alles und konnte sich wenigstens ungefährdet mit seiner Narrheit dareinmengen. Mit seiner Hilfe hatte daher Veit Ephraim den Profoß des Gefängnisses und den Gefängnißwärter mit schwerem Gelde bestochen und die Umstände schienen seinen Maßregeln gar bald zu Hülfe zu kommen.

Das Gericht, das über den Akten des geheimen Rathes Günther saß, bildete ein Collegium von fünf Richtern. Zwei derselben hatte der Adel gestellt, es waren voreingenommene parteiische Charaktere aus den Ge-

schlechtern der Hundelshausen und Malsburg; zwei waren dem Landgrafen gestattet worden aus den Kreisen der Stände zu wählen. Er hatte sich lange umgesehen und endlich zwei seiner Jugendfreunde gefunden. Sie stammten aus den Geschlechtern Eschwege und Boyneburg, die einstmals begeistert freiwillig in den böhmischen Krieg gezogen waren. Ueber die Person des Vorsitzenden, der nur mit beiderseitiger Uebereinkunft bestellt werden konnte, hatte man lange verhandelt und endlich war man in dem landtagsfähigen Mitglied, dem Professor juris Christophorus Taubheim einig geworden. Allein die Sache nahm einen übeln Gang.

Es ist immer schwer für den Blick der Nachwelt, die große Masse der gewollten und wirklich vollbrachten Justizmorde aus ihren Motiven zu begreifen, zumal wenn man nicht annehmen kann, daß Ankläger wie Richter absichtlich nur das Böse und Verwerfliche wollten, was ja auch fast niemals zutrifft. Es steht nun auch so ziemlich geschichtlich fest, fast immer haben die Richter ihr grausenhaftes Urtheil gesprochen und sie glaubten nach bestem Wissen und Willen so zu thun, wie sie es fällten. Wer von ihnen noch in seinem Leben Gewissensbisse erlebte, dem sind sie nachher gekommen, und hätte die bessere Rechtsanschauung schon damals in ihnen gelebt, keine Macht der Erde würde selbst den Feigsten zum falschen Ausspruch vermocht haben. Solche schrecklichen Thatsachen sind immer Folgen des Kampfes der hervorragenden Bildung mit der zur Zeit tiefer stehenden Gesammtbildung der Volksmasse, zu welcher Masse wir hier nicht die Proletarier zählen, sondern gerade die höheren Schichten der Gesellschaft. Dieser große Theil des Volkes ist immer derselbe und er würde denselben Minister, den er heut in den Himmel erhebt und über dessen Größe er in Verzuckungen fällt, weil er gesiegt, — denselben Minister mit hundert tausend Verwünschungen verdammt haben, wenn er unterlegen wäre und den Ruin ihrer Habe veranlaßt hätte.

Solche Stürme waren es, die sich überall gegen Günther erhoben. Die beiden vom Landgrafen erwählten Richter wurden erschüttert von dem allgemeinen Urtheil; der gelehrte Polyhistor und Professor als Präsident war die allerunglücklichste Wahl, die man hätte treffen können, er hatte gar kein Urtheil, wo der gelehrte Pandectenkram nicht ausreichte und doch wieder zu viel Eitelkeit, um sich das selbst und anderen einzugestehen.

Welche Schwierigkeit für einen solchen Gelehrten, sich durch das Wirrniß der Anklagen und Anschuldigungen hindurchzufinden, welche Schwierigkeit sie zu beweisen, worauf doch Alles gebieterisch hindrang! Da hatte Günther absichtlich den Landgrafen zum Widerstand verführt, um recht gründlich das Land zu verderben; denn der Adel sah sich natürlich für das Land an. Tilly hatte wohl gar Alles vorher mit ihm abgekartet, um Grund zu seinem schweren Auftreten zu finden. Von Geldnahme und Bestechungen fabelte man von allen Seiten, bald hieß es von der Ligue, bald von Tilly, bald vom Kaiser habe er genommen und von den Calvinisten und Mannsfeldern erst recht . . . Für alle diese Dinge hatte die Anklage sichere Zeugen, nur fehlte es trotz der Zeugen immer schließlich an Beweis. Was die Zeugen nicht wußten, das konnte ja natürlich Günther selber gestehn; aber dieser war übermüthig, sarkastisch schlagend und widerlegend in seiner Vertheidigung; da mußte er natürlich ein recht ausgefeimter Bösewicht sein, denn die blinde Volksmeinung läßt sich einmal durch solche Dinge nicht abweisen. Er muß gestehen; denn gethan hat er's ja, darum — auf die Folter. Die Folter! . . . . . . könnten wir uns von diesem Scheusal wenden; denn genug des Schrecklichen und Grausens hat dieses Buch auf seiner Seite darstellen müssen! Das wahre Mitleid kann nicht einmal mit ansehen, wie eine Katze mit der Maus spielt, und hier — und hier dekretiren die Organe der ewigen Gerechtigkeit Höllenqualen für einen Menschen — nicht einmal zur Strafe, sondern von der sonderbaren

Idee geleitet, den Gepeinigten damit zum Geständniß verborgener Dinge zu bringen, ohne an die einfachste Folge zu denken, daß, wenn der grausame Schmerz erst den Preis dieses Lebens überwiegt und der Wunsch der Erlösung eintritt, die gequälte Seele mit Freuden Alles bejaht, was man ihr vorlegt. Von den hunderten uns überlieferten durch Folterqualen erzeugten Aussagen haben neunundneunzig gar keinen Werth von objektiver Wahrheit — man denke nur an die Aussagen von den Hexenprozessen. Dabei hielt sich der Richter noch für competent, mitten in den Qualen dem Delinquenten das feierliche Versprechen der Erlösung und der Straflosigkeit zu geben, wenn er bekenne, was begehrt wird — um es nach vollbrachtem Geständniß natürlich wieder zu verleugnen!

Wenige edle Dulder, wenige starke Charaktere ließen sich nicht bewegen, Unsinn in den Foltermartern zu schwatzen aus Liebe zur Wahrheit und aus Verachtung selbst der Qualen des Lebens. Und das sind immer diejenigen gewesen, welche als die am härtesten gesottenen Verbrecher von ihrer Mitwelt verzeichnet sind. So kam der edle Günther in den Stock und in die Daumschrauben — um auch in seinem hartgesottenen Gemüth nichts von alledem zu gestehen, was man ihn fragte. Ja eine Frage, die die Geistlichkeit veranlaßte, welche in dieser Beziehung trotz calvinischen Bekenntnisses nicht bessere Weisheit bekundete, als die der Lutheraner und Papisten: warum in seinem ganzen langen Regiment keine einzige Hexenexecution vorgekommen? erweckte das himmlischste Lächeln des Dulders, das ihm erst recht als Teufelslächeln angerechnet wurde. Er gestand nichts, als er gab zu, was er gesagt habe zum Kurfürsten und den Landräthen ins Gesicht: „daß die hessische Ritterschaft die Brücke gewesen sei, über die Tilly ins Land gekommen.“ Das hatte man von der Jungfer Piddy erfahren, die nach dem Verfall des Schauspiels die Maitresse eines Adligen geworden war. Und diese Worte waren

allerdings von ihm an jenem Abend gefallen, an dem die Schauspieler im Schlosse unfreiwillige Zuhörer des Tischgesprächs waren. Das schien aber dem Gericht nicht Beweises genug, er sollte und mußte Einiges der ferneren Anschuldigungen des Adels gestehen, die ihn des Verbrechens des Landesverraths überwiesen; und der erfinderische Eifer seiner Richter erfand eine neue Marter, die uns die hessische Specialchronik also verzeichnet:

„In dem dicksten starken Thurm des Blockhauses waren fürnehmlich große dicke Hölzer, zwei oder drei übereinander, daß sie auf und niedergehen an einem Pfahl oder Schrauben. Durch dieselbe sind Löcher gemacht, daß Arme und Beine darinne liegen können. Man hebet und schraubet nun die Hölzer auf, die Gefangenen müssen auf einen Klotz, Stein oder Erde niedersitzen, die Beine in die untern, die Arme in die obern Löcher legen. Dann lässet man die Hölzer wieder fest auf einander gehen, verschraubt, verkeilt und verschließt sie auf das Härteste, daß die Gefangenen weder Arm noch Beine gebrauchen, noch regen können, das heißt im Stock liegen oder sitzen. Da hat man den Rath Gunthern also hingebracht, daß er fest gewesen, und selbst nicht das Haupt regen können, darnach so hat man ein Schüßlein mit Branntewein genommen — ihm sein weiß Haar eingeweicht, das Schüßlein an den Nacken gehalten und dann das Wasser angesteckt, bis ihm alles Haar und der Bart abgesengt und die Haut schier verbrennet worden. Als man ihm nun hat Fragen vorlegen wollen, ist er wie des Todes gelegen, und als Leiche in seinen Käfig getragen.“

Hierbei nahmen Heubner und der bestochene Gefangenwärter die Gelegenheit wahr. Veit Ephraim empfing in seiner abgelegenen Herberge die Kunde von dem Vorgefallenen und man beschloß den Gefangenen als Todten behandeln zu lassen, und ihn so aus dem Gefängniß zu erretten. Heubner und Ephraim überdachten Alles; sie übergaben dem Wärter ein Fläschchen mit starkem

Schlaftrunk, den der Gefangene einnehmen sollte, wenn er, was wahrscheinlich, erwachte, damit er den Scheintodt wirklich darstelle. Des Gefängnißbaders Urtheil, der ihn besichtigen und seinen Tod erklären mußte, ward gekauft und so kamen am Abend desselben Tages Veit Ephraim, Rudolph, der Scharfrichter von Felsberg und seine Gehilfen als Leichenträger verkleidet, legten den greisen an Händen und Füßen gelähmten bewußtlosen Mann auf die Todtenbahre, um ihn hinter den Stadtgraben in die Grube der Verbrecher zu tragen.

Da die Sache abgekartet war, so ging nach erfolgtem Austragen erst der Profoß nach dem Amthause, um den dort sitzenden Richtern das Ergebniß der Folter zu überbringen. Sie saßen über ihren Papieren und arbeiteten noch in der weitschweifigen Weise jener Zeit an den Protokollen. Der Vorsitzende Christoph Taubheim athmete ordentlich auf bei dem Empfang der Nachricht, er dachte freudigst seines Marburg und wie weit angenehmer es war, seinen Schülern Jura zu dociren, als hier einen so heikligen Prozeß zu instruiren. „Nun Gottlob, der Mann hat seinen Richter gefunden und unsere Arbeit wäre damit zu Ende,“ rief er; auch die beiden jungen Richter von Eschwege und Boyneburg machten heitere Mienen· allein der von Hundelshausen und der von Malsburg sahen einander an.

„Profoß“, rief Hundelshausen, „was ist das? ich habe schon mehr Leute schlimmere Foltern ertragen sehen . . . .“

„Euer Gnaden wir konnten ihm nicht helfen.“

„Ich will den Todten besichtigen,“ rief Hundelshausen . . . .

„Euer Gnaden“, stotterte der Profoß, „die Leiche ist schon zum Thor hinaus.“

„Hund von Schelm!“ fluchte der Argwohn fassende Richter, „solche wichtige Person und keine Besichtigung?“

„Euer Gnaden, der Gefängnißbader hat sie besichtigt und mags verantworten.“

„Komm, Malsburg“, rief Hundelshausen, „wir müssen diesen Todten erst in der Grube sehen, eh wirs glauben, und flugs wandten sie sich zum Hause hinaus; nahmen Pechfackeln, zwangen den Profoßen vorauf zu gehen, der wie ein bleiches Schattenbild vor ihnen her wanderte und nicht wagte, die gestrengen Richter irre zu führen.

Unterdessen war vor dem Thor Günther längst auf den bereit gehaltenen Wagen des Scharfrichters gelegt, und war davon auf die Straße nach Felsberg gefahren. Hundelshausen und Malsburg fanden die Grube leer und sogar offen, denn man hatte sich nicht die Zeit nehmen wollen, sie zuzuscharren. Ein Halloh der beiden rief ein reitendes Piquet Kroaten zu Pferde, die am Thor Wache hielten und im sausenden Galopp gings hinter dem Wagen her, dessen Richtung sie bald auskundschafteten.

Der Jude hörte zuerst das nahende Pferdegetrappel, die Männer griffen nach ihren Gewehren; Rudolf und der Scharfrichter waren zu Pferde, und der Gehilfe hieb heftig darauf los. Ephraim aber, begabt mit dem Instinkt seiner Väter in den Fährlichkeiten der Flucht, ließ an günstiger Stelle den Wagen abseits lenken und in ein Gehölz fahren. Die Cavalcade sauste vorbei, sie ritt mit Pechfackeln; das war böse, indessen wenn keins der Pferde wieherte oder schnaubte, so konnten sie unentdeckt bleiben.

Als die Kroaten ein Stück dahin waren, also daß man den Schall der Hufe nur noch schwach hörte, trieb der Jude den Wagen tiefer ins Gehölz. Glücklicherweise hatten sie einen fahrbaren Schleichweg getroffen, doch wieder war es ihm bald, als er das Ohr anlegte, als hörte er Getrappel.

„Treuer Freund,“ sagte er zum Scharfrichter, „nehmt Ihr und Euer Gehilfe den Kranken, setzt ihn auf Eure ineinandergefaßten Hände und tragt ihn, wir müssen zu

Fuß weiter fliehen. Die Hunde könnten die Wagenspur vom Wege aus entdecken."

So war es allerdings. Die Kroaten waren zurückgekehrt und leuchteten an den Wegseiten, bis sie die eingebogene Spur fanden.

Unterdessen erwachte Günther von seinem Schlaftrunk und rief: „Mein Gott, wo bin ich? ich fühle frische Luft."

„Um Gottes Willen, still Freund," rief Rudolph, „Ihr seid bei Euren Freunden."

„Ach, das ist Rudolphs Stimme, träumt mir?" fragte der gedankliche Greis und blickte um sich mit den verschwollenen Augen, groß die Sterne ansehend, die ihm seit sechs Monden nicht geleuchtet.

Bald aber gewahrten sie, daß sie an Wasser gerathen waren, es war die Eder; sie konnten nicht hinüber und eilten einen Schlupfwinkel zu suchen, denn die Arme erlahmten den beiden Trägern Günthers von der Last.

Durch den Hochwald sahen sie bereits, wie der Lichtschein der Kroaten sich um ihren Wagen bewegte, sie hörten ein Gemurmel, Gefluche und Ausrufe des Eifers.

Noch einmal machte man einen Anlauf, um das Dickicht zu gewinnen, aber die Kräfte erlahmten. Endlich gelangte man an ein dichtes Weidengestrüpp. Beide setzten den greisen Günther da hinein, sie selbst faßten verschiedene Posten. „Macht Euch bereit," flüsterte Rudolf, „wir vertheidigen uns auf Tod und Leben: es sind höchstens ihrer zehn mit fünf Fackeln, wir sind drei, nehmt die mit Fackeln aufs Korn, den anderen beiden entreißen wir sie und verlöschen sie. Nur mit Hilfe der Finsterniß und dem Schutze des Waldes können wir entkommen."

Jetzt kam der Lichtschein näher, sie konnten die Gestalten der Verfolger deutlich erkennen.

Sie hatten sich getheilt in zwei Parteien, die Entdeckung war unzweifelhaft. Rudolph legte an, die beiden Andern desgleichen. Zwei Kroaten stürzten von den

Pferden, da schoß die Salve der andern Gruppe in den Busch, von dem sie das Gewehraufblitzen bemerkt, und Rudolph sank getroffen darnieder.

Der Kampf war im Moment vorüber.

Der Jude hielt Rudolph im Arm. — „Ich sterbe,“ rief er, „ich gehe aus dieser bösen Welt .... grüße meine Jakobe und das Kind — das sie unter dem Herzen trägt! ...“

Und dahin sank er roth und blühend, begossen vom Schein der Fackeln, die ihren flackernden Schein wie ein unheimlich Lachen der Hölle auf seine Züge warfen.

Beide Scharfrichter lagen von Säbelhieben verwundet. Der waffenlose Jude rief aber dem Offizier entgegen: „Schutz und frei Geleit! .... Ich habe des Kaisers Brief!“

„Ah,“ rief dieser und leuchtete ihm ins Gesicht; „das ist der Jude mit den Privilegien; aber die Privilegien gelten nicht im tiefen Walde. Kauf Dich los — Elender!“

„Gebt mir den Todten!“ ächzte der Jude auf Rudolph zeigend, „und hier habt Ihr meine Börse!“

Der Offizier fand Gold darin, er schmunzelte und nahm sie.

Indessen hatte man Günther gefunden und trug ihn zum Wagen, der herangeholt wurde. Man lud ihn mit den Verwundeten auf.

„Marsch Jude, auf den Wagen!“ rief der Offizier dem trauernden alten Mann zu, der immer noch über dem Todten gebeugt, hinstarrte.

„Nein, Herr, hab freien Weg im deutschen Reich. Helft mir die Leiche hier aufs Pferd legen“, bat er, „ich muß einen schweren Gang thun.“

Die Trauer und den Schmerz, die der alte Mann in seine letzten Worte legte, stimmte den Offizier mild und er faßte selbst mit an. Sie legten die Last quer auf Rudolphs Pferd, der Jude band sie fest und

einsam führte er sein Roß fort in die Nacht, während Jene plaudernd der Festung zufuhren. — —

Mit dem ersten Morgenstrahle kam er in Mörshausen an, langsam und furchtbar war für den alten Mann der Gang durch die Nacht, immer das Pferd am Zügel, schritt er Schritt für Schritt durch das öde Land und durch die öden Gedanken . . . . .

Jakobe schlief noch; er trug den Todten mit letzter Anstrengung und der Hilfe des Dieners, der ihm geöffnet, in dessen Zimmer, wo die Bücher standen, die Rudolph niemals wieder aufschlagen sollte. Hier legten sie ihn aufs Bett, seinen Mantel darüber breitend. Er wollte Jakoben so schonend als möglich das Geschehene verkünden, denn auf die Dauer verschwiegen bleiben konnte es nicht.

Jakobe hörte, ihr Vater sei da; die Ungeduld trieb sie auf, denn seit Langem hatte sie keine Nachricht von ihrem Geliebten, von dem sie nur wußte, daß er fliehen mußte, und daß sie sich mit ihm in Straßburg vereinigen sollte.

Sie erschrak und stand wie vom Entsetzen gelähmt vor dem bleichen erdfahlen Angesicht ihres Pflegevaters.

„Jakobe" rief Jener, und der Anblick des jungen blühenden Weibes in seinem Contrast zu dem, was geschehen, wirkte so stark, daß seine an so viele Schmerzen gewöhnten Augen doch in Thränen ausbrachen.

„Was ists?" rief Jakobe mit der grenzenlosen Qual und Ungewißheit in dem schönen Gesicht.

„O, mein Kind, — immer hab ich Ihm seine Heftigkeit und seinen Sonderwillen vorgeworfen; aber . . . es war Schicksal; diesmal war's seine Schuld nicht!"

„Ha, wo ist er?" rief sie und stürzte in Rudolphs Zimmer, das Schlimmste ahnend. Hier schlug sie den Mantel zurück und schaute in das Gesicht des edlen Todten. . . .

Sie sank ohnmächtig über seine Gestalt hin und sprach kein Wort. Sie war wie betäubt, das Blut schien in ihren Adern zu stocken. Als ihr Leben sich wieder

zu regen begann, kreiste sie in den furchtbarsten Mutterwehen. Als diese überstanden, fiel sie in einen großen furchtbaren endlosen Traum, — sie lag im vollen Kindbettfieber, das am neunten Tage sein sicheres Opfer forderte und — erhielt. . . . .

Beide geliebten Gatten wurden so im Tode vereinigt und ruhen neben einander auf dem Kirchhofe zu Mörshausen.

Veit Ephraim aber hielt wieder ein hilfloses Kind in seinen Armen. So hatte er einst Jakoben getragen. Er glaubte schon damals an das Weltende der Schmerzen gelangt zu sein, da er seinen eigenen Sohn begrub. Er mußte erkennen lernen, daß die Stufen der Schmerzensleiter unendlich sind, wie Himmel und Erde selbst. Wieder war ein Vierteljahrhundert vergangen und — wieder trat das Leben, wie die ewig monotone Wiederholung vor ihn hin, — und er war alt, hinfällig, abgetrieben im Dienstrad der Zeit und entkräftet unter der Elendsgeißel der Welt!... Und doch schreit immer dasselbe hilflose Menschenwesen zu uns auf und mahnt uns mit dem heiligen Wort der Klage: „Sieh, ich bin hilfloser als Du, — soll ich verderben? —"

Die Nothwendigkeit gebiert das Leben und das Leben gebiert die Pflicht zu schaffen und zu schalten, so lang noch ein Athem in uns ist, bis es der Natur gefällt, ihren morschen und müden Posten abzulösen. . .

---

## Sechstes Kapitel.

### Ein adliges Gericht.

Landgraf Moritz war nach einigen Tagen wieder in die Einsamkeit seiner Dante-Welt zurückgesunken. Er wußte von der beabsichtigten Befreiung Günthers und hatte mit Freude seine letzten Mittel dazu hergegeben. Er wartete auf Nachricht. Allein Juliane, in dem natürlichen Egoismus der Frauen, der ausschließlich für die eigenen Lebenskreise Sorge trägt und sonst jedes Andre abweist, hatte ihm Alles verschwiegen, was des Grausens und Entsetzens dabei passirt.

Sie wandte und stellte die Thatsachen für ihn her, wie sie ihr passend und heilsam schienen; und so glaubte Moritz Günthern, Rudolphen, Jakoben und Veit Ephraim längst im glücklichen Frankreich und bedauerte gar oft, daß er so blutarm an Mitteln sei, um ebenfalls ihnen dorthin nachzueilen; denn der Liebe für seine Freunde blieb der edle Fürst bis ans Ende seines Lebens getreu.

Unterdessen war Günther von seinen Brandwunden geheilt und vom ständischen Gericht verurtheilt worden. Landgraf Wilhelm unterschrieb das Todesurtheil keineswegs, sondern nahm sich trotz seiner schlimmen Lage die Kühnheit heraus, den ganzen Prozeß zu kassiren und die Freilassung Günthers zu dekretiren. Doch die Ausführung gelang ihm nicht, denn der Adel wußte den kaiserlichen Festungskommandanten zu bestimmen, daß dieser gegen den Willen seines Herrn zu handeln geglaubt hätte, wenn er dem Befehl des Fürsten gefolgt wäre.

Die Stände aber waren geschwind dabei, an das Hofgericht des Reichs mit ihrer Klage gegen Günther und gegen ihres Fürsten Eigenmächtigkeit zu appelliren. In solchen Sachen, wo es galt, das Ansehn der Fürsten durch die eigenen Stände zu schwächen, war Kaiserliche Majestät wie immer schnell bei der Hand, und so nahm der Prozeß seinen weiteren Verlauf.

Landgraf Wilhelm vermochte es über sich, selbst nach Wien und München zu reisen. Er ertrug unsägliche Demüthigungen vor dem Kaiser und vor der Ligue und wendete Alles auf, sein Land von den Einlagerungen der kaiserlichen Truppen zu befreien, um der immer schlimmer drückenden Noth ein Ende zu machen und selbst wieder in seinem Eigenen Herr zu werden, womit das Schicksal Günthers von selbst gesichert war. Wenn dieser Landgraf Wilhelm durch nichts anderes seinen Beinamen „des Beständigen" verdient hätte, so wäre schon dieser Schritt desselben werth gewesen, denn er leistete damit Unglaubliches im Ertragen von Demüthigung, Spott und Nichtachtung. Die fortwährenden Siege hatten das Haus Habsburg übermüthiger gemacht, denn je; die Absichten des Restitutionsediktes und der Unterdrückung der ganzen reformirten Bewegung traten immer unverhohlener hervor.

So ging das Leidensjahr 1628 hin. Am 11. Dezember desselben saß Moritz an seinem Kaminfeuer im Kloster. Juliane hatte ihn schon seit längerer Zeit auffallend sorgsam vor der Außenwelt geschützt, so wenig er auch selbst nach ihr Verlangen trug. Sie ließ ihn selbst niemals eher in den Klostergarten, ehe nicht ein Diener denselben sorgsam durchsucht hatte. Er hatte darauf gar nicht geachtet, allein die stehende Erfahrung dem spähenden Diener zu begegnen, mußte selbst dem einsamen Siedler auffallen.

Heut dachte er wieder einmal lebendig der vergangenen Zeiten und der entschwundenen Lieben, und er schritt sinnend seine Zelle auf und ab. Seine beiden lieblichen

Töchter spielten in derselben und recitirten scherzend italienische Terzinen, denn der Vater unterwies sie in dieser Sprache. Hierauf geriethen sie über den aufgeschlagenen Shakespeare, in dem Moritz gelesen und rothwälschten mit läppischem Jugendübermuth in dem Englischen umher, von dem sie nichts verstanden. Da fiel ein langer schmaler Zettel von Pergament, ein Streifen wie ein Buchzeichen, aus dem dicken Quartanten, und die älteste seiner Töchter las mit klarer Stimme folgende dem Italienischen conforme Worte:

„Sieh, Amalie", begann sie zunächst, „diese schön gemalten M. M. M."

Mauriti, Momento Mundi Mali Maniae.*)

„Morgen, morgen wird Dein treuer Diener Günther mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht. Mauriti, schläfst Du?"

Moritz ward von den plappernden Worten des Mädchens jäh aus seinem Träumen geweckt — hastig griff er nach dem Zettel, las ihn hin und wieder. Er schickte die Kinder hinweg und sann in starrem Schrecken.

„Also doch nicht entflohen, bis jetzt gequält, gefangen und nun gar hingerichtet?" murmelte er. „Hat mein Sohn doch unterschrieben? Hat er seinen Schwur gebrochen? Dann falle der Fluch seines Vaters auf sein Haupt . . . Was ist das Alles? Darum also war Juliane so vorsichtig. Wo bleibt mein Rudolph? . . . Nein, ich muß noch einmal fort, ich muß hin! Ich will vor die grausamen Richter treten."

Er rief seinen Diener.

„Manuel", begann er erschüttert, — „bist Du mir treu?"

Der Diener erschrak vor der beweglichen Stimme: „ich denke!" stotterte er nur.

„Wer hat diesen Zettel in mein Buch gelegt? wer!"

„Durchlaucht," bat der Diener, „ein armer Mann hat

---

*) Moritz, gedenke der Wuth der bösen Welt.

mir um Gotteswillen viele Tage lang zugesetzt, ehe ichs that.“ Und er fiel auf die Knie.

„Steh auf, Manuel, es ist gut. Geh, sattle zwei Pferde. Wenn die Fürstin zur Nachtruhe gegangen, bringst Du mir meine besten fürstlichen Kleider, Ueberreste meines früheren Lebens, nur meide mir die hellen Farben! — Sprich mit dem Pförtner, damit das Thor los bleibt, das Haus ebenfalls! Wir reiten Beide fort und müssen nach Ziegenhain bis zu Tages Anbruch. Sorge mir dafür, denn Dein Dienst steht auf dem Spiel, daß die Fürstin nichts merkt!“

Der Diener vollführte seine Verrichtungen pünktlich. Er hatte die Schlüssel zu Allem und mußte dem Landgrafen wohl zu Willen sein, da er schon mit dem Zettel gegen die Landgräfin gesündigt. — Moritz warf den mönchsartigen Hausrock ab; er fuhr in das kostbar beschnürte Wamms, in das Büffelcollet, die engen Beinkleider und die Reiterstiefeln, hüllte sich in den mit Pelz besetzten spanischen Mantel und in dem Spiegel lächelte er selbst über die Ironie seiner Verwandlung. Seit Jahren war der modische Schnurr- und Zwickelbart in seinem Gesichte verwildert, denn sein naturgraues Barthaar hatte längst nicht mehr ein anderes Messer gesehen als die Scheere seines Dieners, wenn die Länge des Haares zu lästig geworden. Die silbergrauen Locken des Haupthaars blickten hinter dem Schlapphut hervor, wie neugierige Kinder über die Hecke — Kinder des Alters und des Siedlerlebens ....

„Oh,“ seufzte er, „ich hatte meine Rechnung geschlossen mit der Welt, warum läßt sie mich, den nichts mehr Verlangenden, immer noch nicht in Frieden? Warum stört sie mich wieder jählings aus meiner Ruhe auf? ... Mir geht's, wie einem Todten, ich muß umwandeln und soll keine Ruhe im Grabe haben.“

Da kam sein Diener, warf ihm den großen faltigen Wintermantel um; die Pferde standen vor der Thür

und Beide ritten schweigend in die kalte Winternacht hinaus.

Unterdessen war dem treuen Günther am Abend des 11. Dezember die Nachricht von der Bestätigung des Todesurtheils durch den Kaiser zugegangen. Das Reichshofgericht hatte ihn wegen Landes- und Reichsverraths verurtheilt, denn des Letzteren wegen war nur eine Competenz dieses Gerichts und namentlich die Umgehung der landgräflichen Bestätigung auszukundschaften gewesen. Der Landgraf ward daher gar nicht gefragt, Ziegenhain mit kaiserlicher Besatzung als eine kaiserliche Stadt angesehen und dem Adel gefiel das sehr wohl, weil es ihm in den Kram paßte. Günther nahm die Nachricht hin, wie etwas längst Erwartetes. — Er wünschte die Zeit heran, um die unangenehme Prozedur des Vorführens und der Hinrichtung hinter sich zu haben, weil er dabei noch einmal seinen Feinden den Triumph des Sieges gönnen mußte; — was dahinter lag, war besser als das Leben, es war ewiges Vergessen der Schändlichkeit und der Schmach dieser Welt.

Nochmals aber stand Christophorus Taubheim vor ihm, und der Geistliche drang in ihn mit frommen Sprüchen; in dem Angesicht des Todes und dem Hintreten vor den ewigen Richter forderte er ihn auf zum Bekenntniß all der angeblichen Sünden, derentwillen er verurtheilt. Der Professor recapitulirte alle seine dem Günther übergenug bekannten Fragen, auf welche der Delinquent nur mit einem mitleidigen Lächeln der Verneinung antworten konnte. Die Zwiesprach zog sich in die Länge, wie es geschieht, wenn die Argumente angerückt kommen. Aber was hatte Günther noch mit Argumenten zu schaffen? Er bat nur, daß man ihn allein lassen möchte, damit er noch einmal ruhig schlafen könne und kopfschüttelnd verließ ihn das gelehrte Haupt, während der Pfarrer noch laut für den verstockten Sünder betete. Er aber schlief sanft und süß den Schlaf des Gerechten; ein un-

erklärliches Licht wohlthuender Befriedigung webte durch seinen Traum, — es war die Hoffnung auf die endliche Erlösung von der Last des Lebens.

Mit dem Morgengrauen kam der Profoß, um ihn zu wecken. Er zog sich zum letzten Male an; draußen schon läutete das Armsünderglöcklein in seiner eintönigen Weise.

Günther trat aus der Thür des Stockhauses und blieb stehen; noch einmal blickte er in die aufwachende Welt des Dezembermorgens, noch einmal hinauf zu dem Stück Himmel, das über dem ringsummauerten Hofe zu sehen. „Wie wunderbar!" rief er, „daß man dies Alles so gleichmüthig verlassen kann!" — Das Gerüst stand zwanzig Schritte vor ihm, der Scharfrichter harrte droben mit dem entblößten Schwert, ringsum sah er die ausgewählte Gesellschaft seiner Feinde. Die Hinrichtung war nicht öffentlich, nur die Häupter der Stände und was nah herum wohnte, hatte sich eingefunden, um den Triumph ihrer Macht mit leiblichen Augen zu genießen, denn heute fiel das bürgerliche Element unter das Schwert des Henkers, welches die Kühnheit gehabt hatte, mit den Waffen der Intelligenz den Kampf gegen die Macht des Geburtsadels aufzunehmen.

Da entstand lautes Geräusch draußen vor der Eingangspforte; der Pförtner schien sich der Oeffnung widersetzen zu wollen, allein bald ging die Thür auf und herein stürzte Landgraf Moritz. Mit dem Ausruf des Erstaunens fiel der Fürst dem an Arm und Fuß gefesselten Greise, der eben die Treppen hinaufsteigen wollte, um den Hals.

„Ich segne Euch, Durchlaucht," begann Günther, „ich gehe gern und willig."

„Du darfst nicht gehen, ich befehle es," rief der Landgraf mit der ganzen Gewalt seiner strengen Stimme aus den Zeiten seiner Macht.

Günther schüttelte mit dem Kopfe und sagte leise: „es ist nicht zu ändern!"

Der Fürst strich unterdeß mit der Hand über den Kopf des Gefangenen, der seit den Brandwunden gänzlich vom Haar entblößt war und fragte: „Wer hat sich an Deinem grauen Haar vergriffen?“

„Die Folter hat sie versengt und verbrannt, Durchlaucht.“

„Fluch, dreimal Fluch über Deine Peiniger! Ist die letzte Spur der Gerechtigkeit von dieser Erde verschwunden? Profoß, nimm dem Manne die Fesseln ab!“ sprach der Fürst mit der gewohnten Würde des Befehls zum Profoßen, jedes Wort klang so bestimmt und energisch, als wenn es von Metall wäre, also daß der Diener Anstalt machte, dem Befehle seines ehemaligen Gebieters Folge zu leisten.

Ein Murmeln erhob sich in der ganzen Umgebung; von den fünf Richtern, die droben auf der Empore Platz genommen, um die feierliche Handlung der Urtelsverlesung zu vollziehen, stieg Christophorus Taubheim hernieder.

„Durchlaucht,“ begann er und hielt das Urtel hin, „hier im Namen des Kaisers!“

„Ha, elender Wicht, ich kenne Dich, denn ich habe Dir aus Erbarmen mit Deiner Dummheit den Doctorhut aufgesetzt, Du wagst mir hier vom Namen des Kaisers zu sprechen? Hierzu also ist der Name des Kaisers gut, wenn Euer Landesherr nicht also will, wie Ihr wollt?“

„Durchlaucht, er ist durch Urtel und recht Gericht für schuldig erklärt!“

„Wer, was? plagt Euch der Wahnsinn? Wer ist schuldig, wenn anders von Schuld die Rede ist, als ich?“ tobte der Landgraf. „Hier stehe ich, hier sind meine Arme und meine Füße, hier fesselt mich, nur Diesem nehmt die Fesseln ab! Und hier ist mein Haupt, wenn Euch nach Blut dürstet, aber dieses Haupt laßt ungeschoren, denn es ist unschuldig. Profoß! Der Landgraf befiehlt Dir . . ..“

Günther aber winkte dem Profoß; er wollte gehen und die Stufen aufsteigen.

„Gunthere, Freund, ich bitte Dich, thu mir das Leid nicht an; Du darfst nicht diese Stufen besteigen!“ rief Moritz und hielt den Greis an seinen Ketten fest.

„Laßt mich Durchlaucht“, wandte sich Günther und bat milde lächelnd. „Was ist's? Ich wollte die Zeit treiben, nun treibt sie mich, das ist Alles!“

„Nein, nein, Günther, ich habe den Adel zu Paaren treiben wollen, aber nicht Du; wenn dieser mein Wille Strafe verdienen soll, so treffe sie mich, aber nicht Dich. Gunthere, tritt nicht auf diese Stufen, oder ich folge Dir und brauche Gewalt gegen den Scharfrichter!“ Und er zog seinen Degen, sein Auge blitzte so unheimlich, daß der sichtbare Schrecken auf den Gesichtern der Umstehenden lag.

Eine unheimliche Pause trat ein. „Er ist wahnsinnig, der Einsiedler von Melsungen,“ ging es flüsternd durch die Reihen; „hebt die Execution auf! Führt den Gefangenen zurück!“ Als der Profoß Günthern diese Losung ins Ohr gesagt hatte, wandte sich dieser selber um.

„Nun gut, ich will nicht!“ sagte er zu Moritz und ging mit lächelndem Gruß in die Pforte des Gefängnisses zurück.

Moritz aber stand vor den Richtern, er donnerte die furchtbarsten Worte gegen sie, er verlangte stürmisch die Freilassung Günthers; er verlangte seine Einsperrung für diesen. Alles aber zog sich vor dem geheiligten Haupte zurück; er war Fürst, er konnte beleidigen, schelten, höhnen, drohen — seine Handlungen galten als unverantwortlich, Vielen sogar für unzurechnungsfähig. Bald stand er einsam auf dem Gefängnißhofe, und er faßte sich in sein graues Haar mit dem Ausruf: „O Wahnsinn des Himmels und der Erde! Was ist ein Fürst, der noch lebt, wenn ihm die Macht genommen!“

Rathlos irrte er und wie von Gedanken in der Stadt Ziegenhain umher. Als ihm wieder die Besinnung das

Blut beruhigte, ging er zum Präsidenten des Ständegerichts. Mild und beweglich bat er mit eindringlichen Worten, daß dieser das Collegium zusammenkommen ließe und auf sein Ansuchen vierzehn Tage Frist für die Vollstreckung bewilligen solle. Er wolle sich bei seinem Sohne und bei dem Kaiser verwenden. Der Gerichtshof trat zusammen und genehmigte nach einigen Deliberationen seinen Wunsch. Er stellte ein zweites Gesuch, den Gefangenen noch einmal besuchen zu dürfen. Hiergegen war der Gerichtshof schwierig, er fürchtete von Neuem das Auflodern der Wuth beim Landgrafen, und was sollte werden, wenn derselbe nicht freiwillig das Gefängniß wieder verlassen wollte? Wer sollte ihn mit Anwendung von Gewalt wieder herausbringen? — Der Fürst schwor ihnen hierauf, daß er mit dem Abend aus Ziegenhain reiten werde; und so ließ man ihn in Günthers Zelle.

Sieben Stunden brachten die Freunde mit einander zu. — Günther hörte die Entwürfe und Pläne Moritzens lächelnd mit an, er seufzte bei den vierzehn Tagen Aufschub, denn er wußte doch, was schließlich seiner harrte. Er hatte aus dem Gang seines Prozesses klar einsehen gelernt, welchen vermessenen Kampf er mit dem Vorurtheil seiner Zeit eingegangen und wie sein tiefverletztes Gegenpart nimmer ruhen und rasten würde, bis er seinen gehaßten Feind von der Erde vertilgt.

Absichtlich wandte er das Gespräch fern ab von dem niedern Weltgetümmel auf das Ewige und Zeitlose. Klar und ungetrübt schaute ihr Beider Blick in die Zukunft der Jahrhunderte, denn den Glauben an den Fortschritt des Menschengeschlechts kann in dem großen Geist keine noch so finstere Mitwelt auslöschen. Sie lauschten dem Pulsschlag des Weltgeistes in der finsteren Zelle des Mittelalters und badeten sich im Lichte der kommenden Zeit wie zwei Engel, die des irdischen Leibes entlöst empor zum Aether der Sonne schweben . . . .

Am Abend nahm Moritz voll von Entwürfen und

Hoffnungen Abschied: „Apage! Gunthere!“*) rief er; schweigsam lächelnd rief Günther sein: „vale!“ dem scheidenden Freunde und Fürsten nach; dann fügte er ernstnachblickend „in aeternitate!“**) hinzu, als sich hinter Moritzens letztem Tritt die Thür des Gefängnisses schloß. Starr blickte er auf diese. — Da griff die Gewalt der Stunde noch einmal in sein Herz, und er warf sich auf sein Strohkissen, verbarg sein Haupt darin und — weinte heftig.

Draußen aber schlichen die Späher dem aus Ziegenhain fortreitenden Landgrafen nach und als sie die sichere Kunde bringen konnten, daß er raschen Trabes mit seinem Diener die Straße nach Kassel eingeschlagen, da kehrten sie zurück. Und bald darauf klopften die Häscher an Günthers Thür, der Schlüssel kreischte im Schloß.

„Ha“, rief er, „ich ahnte es, zehn Stunden lebt' ich schon zu lange; welch eine Qual für den Giermund der Gerechtigkeit!“

Pechfackeln erleuchteten sein Zimmer; rasch ward er aufgerissen. Sein mühsamer Gang in Ketten war den Häschern zu langsam und sie trugen ihn im Sturmschritt auf einer Bahre hinab. Der Hof stand voll von kaiserlichen Soldaten, hunderte von Flammen leuchteten grell ins Angesicht der Nacht und schlugen die schwarzen Rauchflügel über die wilden Gesichter.

Stotternd und eilig verlas der gelehrte Taubheim die kaiserliche Sentenz. Günther knieete und betete; die Schergen wollten ihm die Augen verbinden und an den Block fesseln.

„Nur zu!“ winkte er dem Scharfrichter und legte das Haupt auf den Block.

Er schloß die Augen, der nächste Moment trennte sein Haupt vom Rumpfe und sein edles Leben von der Gemeinschaft seiner Mitwelt.

---

*) Fort, Günther!
**) Lebewohl — in Ewigkeit!

Als sich zufällig der Diener des Landgrafen, nachdem sie kaum eine halbe Stunde entfernt von Ziegenhain waren, umsah, bemerkte er einen matten Rauch und Lichtschein über der Stadt. Der Schein zeichnete sogar die Zinnen der Gebäude am Nachthimmel ab und der Diener bemerkte zum Landgrafen, daß diese Zeichnungen offenbar dem Umriß des Stockhauses glichen und der runde Wartthum gänzlich klar im Scheine stehe. Moritz wandte sein Pferd und sah sich um. Er starrte lange; zuerst dachte er, es brenne und die Flamme müsse jeden Augenblick aufschlagen. Bald aber überkam ihn die Ahnung des Schrecklichen, und die Gewißheit rieselte ihm vom Gehirn kalt ins Herz.

„Sie morden ihn, treulos morden sie ihn!“ rief er. „O Manuel, ich kann nicht mehr . . . . reit' langsam . . . . führe mein Pferd . . . nach Melsungen! . . .“

Und er sank gebrochen auf den Bug seines Pferdes nieder.

---

Die Tragödie schließt ihre Akte; aber das Leben spielt in unaufhörlicher Folge weiter. Der große Engländer schickt darum nach dem Tode Hamlets den Normannen Fortinbras mit Sang und Klang auf die Bühne, um die Erbschaft der Lebensprosa in Besitz zu nehmen. Was thun wir? Wir schlagen die Spezialgeschichte Hessens auf und berichten, daß Landgraf Moritz noch drei und ein halbes Jahr abgeschieden in seinem Melsungen lebte. Er erfuhr erst hier das tragische Geschick von Rudolph und Jakoben, das ihm selbst noch Günther in der letzten Unterredung verschwiegen. Er lebte in seinem Dante fort, denn die Hölle war auf Erden und schien sich endlos über Deutschland ausdehnen zu wollen. Doch erlebte er noch die rettende Ankunft Gustav Adolphs und dessen entscheidenden Sieg über Tilly bei Leipzig. Er freute sich seines Geschlechts, da sein Sohn der erste Fürst Deutschlands war, der unbedingt und rückhaltlos dem

Schwedenkönig entgegen eilte. Den angebeteten Retter Deutschlands selbst von Angesicht zu Angesicht zu sehen, dazu war er zu arm und schon zu körperlich schwach, aber er vernahm noch das Wort des Schwedenkönigs aus zweitem Munde, das dieser in Frankfurt 1632 über die offne Tafel sprach: daß er gekommen sei, die Schmach des Hauses Hessen-Cassel zu rächen. Und trotz aller wandelnden Politik hat Schweden seinem treuesten Verbündeten im westfälischen Frieden Wort gehalten, wo selbst Hessen-Darmstadt seinen Raub aus der Marburger Erbschaft wieder herausgeben mußte.

Endlich meldet uns die Chronik des Hauses Wiesenburg, daß für die Wittib des verstorbenen Junkers Rudolph 2500 Gulden (woher diese ausgerechnet, ist nicht ersichtlich) ausgesetzt waren. Als die Nachricht ihres Todes festgestellt, ging diese Summe auf deren angebliche Tochter Marie Margarethe über, mit 5 pCt. verzinsbar und auszuzahlen, wenn dieselbe mündig.

Die Summe ward niemals erhoben, und was aus dem Kinde geworden, darüber ist keine Nachricht zu finden.

Ende.

Druck von Rosenthal u. Co. in Berlin.

[illegible]

Die Summe ward niemals erhoben, und [illegible]

Von dem Verfasser der „Entfesselten Furien", M. Ant. Niendorf, sind bereits früher folgende allseitig von der Kritik anerkannte und in mehreren Auflagen verbreitete Werke erschienen:

Die „Hegler Mühle", „der alte Dessauer", epische Gedichte (Verlag von O. Janke), „Anemone", desgl. (Alex. Duncker), „Skizzen und Erzählungen aus dem modernen Leben" (Verlag v. A. Vogel, Berlin), „Contraste der Gegenwart", das „Gudrunlied" (Jul. Springer), „Ein ausgerissenes Blatt", Roman in zwei Bänden (Hausfreund-Expedition, Berlin), gesammelte „Gedichte", 2. Auflage (daselbst), „Der Schulzenhof zu Reben", Erzählung (Herrosé, Wittenberg), „Die Entsagungsurkunde" (Verlag von G. Behrend, Berlin).

Niendorf, Marc Antón

Entfesselte Furien cultur-historischer Roman aus dem dreissigjährigen Kriege ; zwei Bände

Bd.: 2

Berlin 1868